

# VERDAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 18.      Monatl. vier Nummern.      Berlin, 8. Mai 1864.      Preis: Vierteljährlich 25 Sgr.      X. Jahrgang.

## Alexandra, Prinzessin von Wales.

am 13. März 1863 mit Albert Edward, Prinzen von Wales, geboren den 9. November 1841, ältestem Sohn der Königin Victoria von Großbritannien und ihres verewigten Gemahls des Prinzen Albert. Unermesslicher Jubel erfüllte die Hauptstadt des britischen Reiches, als die in jugendlicher Anmuth und Schönheit prangende Braut des Thronerben ihren Einzug hielt,

das ganze Volk schien nur Ein Mann geworden, um mit Einer Stimme und mit Einem Herzen diejenige zu begrüßen, welche seit langer Zeit zum ersten Male wieder den altherwürdigen Titel einer Prinzessin von Wales führen, einst den Thron Großbritanniens theilen und jetzt der verwitweten trauernden Königin eine neue Quelle des Trostes und der Freude sein sollte.

Die fürstliche Frau, deren Bild wir heute unsern Lesern vorlegen, ist die Tochter des Königs Christian des Neunten von Dänemark und seiner Gemahlin, einer Prinzessin von Hessen, Namen, welche jetzt alltäglich durch ganz Europa genannt werden, die auf das engste verflochten sind mit den Kämpfen, die an den nördlichen Grenzen Deutschlands ausgefochten werden und jedes deutsche Herz in Spannung und Erwartung erhalten. Welches jedoch auch die Sympathien oder Antipathien unserer Leserinnen in diesen politischen Fragen und Wirren sein mögen, ihrer Theilnahme dürfen wir gewiss sein für eine junge, kaum neunzehnjährige Fürstin, welche ihnen entgegentritt, umwoben von dem Glorienchein des Weibes, der schönsten Krone, die es zu schmücken vermag, ob ein Thron oder eine Stätte ihm zu Theil geworden, — der Würde der Mutter.

Prinzessin Alexandra Caroline Maria Charlotte Luise Julie ist geboren am 1. December 1841 und vermählte sich



der Enthusiasmus habe sich zu seiner äußersten Höhe gesteigert. Und doch ist dem nicht so; vielleicht weniger laut, aber noch weit inniger war die Freude, als sich am 9. Januar dieses Jahres plötzlich die Nachricht verbreitete, die Prinzessin von Wales habe ihrem Gemahl einen Sohn, der hochverehrten Königin einen Enkel, dem Lande einen Thronerben geschenkt. Das englische Volk hängt seiner Königsfamilie an mit einer wahrhaft rührenden Liebe und Pietät, Trauer und Freude des Königshauses sind die des Volkes; Königin Victoria und ihre Kinder wissen aber auch ihrerseits diese Liebe zu würdigen und in jeder Weise zu ehren. — Der kleine Prinz empfing am 10. März d. J. im Buckingham-Palast die Taufe und erhielt die Namen Albert Victor Christian Edward.

Alexandra, Prinzessin von Wales.

# Aus des Briefträgers Mappe.

Von  
**M. Harrer.**

(Schluß.)

An den Legationssecretair Marchese d'Orrato.  
„Wären Sie nicht der lebenswürdigste Marchese von der Welt, der, Dank seiner deutschen Mutter, auch ein Ohr hat für unsere barbarische Sprache, so würde ich mit dem Entschluß an Sie zu schreiben, nicht so schnell ins Reine kommen. Die Trauerbotschaft, daß Ihre Gesandtschaft unsern Hof verläßt, ist den Damen wie Blei in die Glieder gesunken. Gestern in der Soiree bei der Excellenz war fast von nichts Anderm die Rede.“

Eigentlich schreibe ich, so zu sagen, im Auftrage, bester Marchese. Können Sie Ihre Abreise nicht noch um einige Tage hinauschieben? Comtesse Athenais hat die Absicht, in ihrer nächsten Soiree, die ungefähr in zehn bis zwölf Tagen stattfinden soll, das kleine Lustspiel „I gelosi fortunati“ aufzuführen, und Sie sollen darin die Rolle des Gatten spielen. Athenais hat die Historie darin gesehen, und ruht nicht eher, bis sie ihr die Rolle nachgespielt hat. Sie kennen ja die Comtesse, wie hartnäckig sie auf ihren Plänen besteht.

Ich frage also hiermit halbofficiell an, ob Sie noch so lange hier verweilen und gesonnen sind, mitzuspielen in der Komödie. Wenn nicht, so thun Sie es mir zu wissen, damit ich die Comtesse in Kenntniß setzen kann. Sie will sich natürlich keinen Korb von Ihnen holen. Haben Sie außer den Angelegenheiten Ihres Hofes kein Interesse, wie andere Erdenöhne? Man sieht Sie nicht in der Oper, nicht im Circus, nirgend. Kommen Sie doch morgen Abend in Richters Keller, Marchese, zu einer Flasche Champagner. Ich muß Ihnen erzählen, was der alte Naben, den Sie ja auch kennen, für ein Nabenwater ist. Capulet ist nichts dagegen. Auf Wiedersehen!

In der Wohnung der verwitweten Kanzleiräthin Schwarz werden zwei Briefe abgegeben; der eine ist an die genannte Dame selbst adressirt, der andere an Herrn Franz Schwarz, ihren Sohn, Commis im Seidenwaarengeschäft von Latour & Comp. Frau Schwarz ist eben nicht anwesend im Zimmer, als die Briefe anlangen, sondern im Schlafgemach beschäftigt, die kleine Friederike rechtzeitig in die Schule zu befördern, und Franz öffnet das an ihn gerichtete Schreiben; ein zweites offen an die Mutter liegt darin.

Der Brief an Franz Schwarz lautet:

„Mein geliebter Bruder!  
Es ist schon ein Uhr in der Nacht. Bis Mitternacht hatten wir Gesellschaft, und die Frau Gräfin wünschte meine Gegenwart, damit ich die Comtesse Athenais Löwenberg zum Gesang begleite. Dir will ich es sagen, lieber Franz, was ich der Mutter nicht sage, um sie nicht zu betrüben — mir ist oft recht schmerzlich bange nach Euch und nach unserem traulichen Familienleben. Oft denke ich — es ist aber recht thöricht von mir, daß ich so etwas denke und gar noch sage, doch Du wirst mir schon verzeihen und Gebuld mit mir haben, — ich denke manchmal mit wahrer Betrübniß, warum doch Gott uns in so geringe Verhältnisse gestellt hat, daß ich nicht zu Hause bleiben kann bei Euch, sondern unter andere Leute muß, denen ich gleichgiltig bin und die mich im günstigsten Fall als eine höhere Dienerin behandeln. Ihr habt mich durch Eure Liebe zu sehr verwöhnt, als daß ich mich in einem abhängigen Verhältniß zu den fremden vornehmen Leuten glücklich fühlen sollte. Da kommen schon wieder die garstigen Thränen, Franz. — Nein, ich will nicht mehr weinen, tausend andere Mädchen beneiden mich um meine gute Stellung, und wenn Tante Franziska hört, daß ich mich beklage nicht zu Hause sein zu können, o, die würde mich schelten! Ich bin aber noch nicht so starken Geistes, als Tante Franziska — ich bin ja erst 19 Jahre. Fast jeden Abend wenn ich ins Bett komme, weine ich mich recht satt. Unsere kleine Comtesse Hulda — ich schlafe mit den Kleinen in einem Zimmer — hörte mich neulich sogar weinen und fragte: „Fräulein Selma, warum weinen Sie denn — ist Ihnen bange nach Ihrer Mama, oder habe ich Sie betrübt?“ Sie kam zu mir gesprungen aus ihrem Bett und beruhigte sich nicht eher, bis ich wieder heiter war und lachte. Die Kinder sind sehr zutraulich und fleißig, besonders Hulda. — Ich muß rasch aufhören, Comtesse Laura rührt sich — es erregt immer das Mißfallen der Frau Gräfin, wenn sie hört, daß ich spät in der Nacht aufbleibe und schreibe oder lese.“

Für die inliegenden zehn Thaler kaufe doch der Mutter einen Muff zum Geburtstag, aber sage ja der Friedchen nichts davon, die plaudert. Es wird Dir schon gelingen den Gesandten der Mama zu erforschen wegen des Muffs. Ich freue mich gar zu sehr, ihr einen schenken zu können, es ist ja das erste bedeutende Geschenk, das ich ihr — von selber erworbenem Gelde — machen kann.

Denke mit so vieler Liebe an mich als ich an Dich.

Selma Schwarz an ihre Mutter.

„Liebe Mutter!  
Was wirst Du denken von Deiner unartigen Selma, die so lange nicht geschrieben hat? Sei nicht böse, liebes theures Mamachen, meine Gedanken sind doch immer bei Dir, wenn ich auch nicht oft schreibe.“

Die Sehnsucht nach Euch, Ihr Lieben, ist immer noch sehr groß, doch finde ich Trost in dem Gedanken, Dir das Leben erleichtern zu können dadurch, daß ich als Erzieherin mir meinen Unterhalt erwerbe.

In den letzten Wochen war es sehr lebhaft bei uns auf dem Schlosse. Fast täglich kamen Herrschaften aus der Umgegend zum Besuch, Abends ward muscirt und getanzt. Gewöhnlich entfernte ich mich mit den Kindern wenn ihre Zeit ist, schlafen zu geben, zuweilen werde ich aber auch aufgefodert zu bleiben. Hätte ich Euch hier, so wäre Alles herrlich und ich würde mir kaum ein schöneres Leben wünschen; ich habe hier oft sehr schöne Kunstgenüsse und die beste Unterhaltung, denn unter den vielen Gästen, die nach Gohenthal kommen, sind manche geistreiche und weitgereifte Leute.

Die Frau Gräfin ist zufrieden mit meiner Lehrmethode und auch mit meinem Klavierpiel, was mich übrigens sehr wundert, denn sie selbst spielt wunderschön und singt noch schöner. Sie hat bei Garcia Unterricht gehabt. Du kannst Dir keinen größeren musikalischen Genuß denken, als wenn die gnädige Frau und der Marchese d'Orrato zusammen singen; der Marchese begleitet den Gesang immer selbst, denn

er spielt eben so gefühlvoll als er singt. Er ist überhaupt ein sehr schöner Mann — befürchte nicht, Mamachen, daß ich mich in ihn verliebe, ein Unglück wäre das, denn er hat keine Ahnung davon, daß es eine kleine Gouvernante Namens Selma Schwarz auf der Welt giebt. — Nein, aber die Gesellschaften hier werden sehr verlieren, wenn der Marchese fehlt. Seine Gesandtschaft ist abberufen worden.

Der Herr Graf, scheint mir, wird am wenigsten über sein Scheiden betrübt sein, er ist gar kein Musikfreund und macht, wenn er ja bei den Concerten zugegen ist, bei den süßesten Liedern ein ganz bitterböses Gesicht.

Es giebt mancherlei hier zu beobachten und ich finde manchmal Vergnügen daran, aber es ist ein Vergnügen, das nicht heiter macht. Deine Ermahnung, vorsichtig im Reden zu sein, beherzige ich, und ohne diese Vorsicht hätte ich hier schon sehr viele Unannehmlichkeiten haben können.

In der nächsten Woche wird Prinz Bruno erwartet. Später reist der Herr Graf nach der Residenz zum Landtage. Wahrscheinlich kommt die Familie dann auf einige Wochen auch dahin und ich mit. Dann lebe ich Dich wieder, liebste Mutter, der Gedanke macht mich ganz selig. Tausend Küsse und Segenswünsche Dir und Friedchen von Eurer Selma.

Grüße auch Tante Fränzchen. Ist sie noch immer so unglücklich?

Comtesse Laura läßt „Frä. Selma's Mama“ schön grüßen. Der Puppe steht der Federhut sehr grazios, und Laura findet, die Puppe — Marchese d'Orrato hat sie ihres bleichen Gesichtes wegen la Traviata getauft — ja, Laura meint, ihre Traviata sehe nun gerade aus wie Prinzess Seraphine.“

## An Freulein Adeline Jung

Keiserstraße 79 vier Treppen rechts im Hof.  
„Du wirst Dir Wundern Adeline das Du heit von mir ein Brief krigt, wenn es nicht ganz was Wichtiges wäre würde ich auch Wahrhaftig Nicht schreiben, du hast Doch gestern den blonden Herrn gesehen, du der war von de Polzeich ich horchte so hin un her un hab raus gefrigit daß Du da nicht mer sicher bist in Keiserstraße Nummer 79. Ich hab dir ja gleich Gesacht die Gegen is zu Bohrnem von Unseren. Ich bin aber deine jute freunden un darum Schreib ich dir du machst her kommen zu uns aber Bald Erzehlt ist dir schon die geschichte von mein spizen-schleier die is gettlich. Ich gehe alsof hin in en Puzgescht bei gelbe wahr ich nicht un due als ob ich die Kammerjunfer were von die barenesse Lvventron Vornehm dun kann ich det West du un wollt it doch den schleier erjt de Barenesse zeigen un gebe de Wohnung an die Nichtigte nich da wer ich fen narr sin id fennte mir dodlachen Leben kan man nich von sone kleinigteten aber man hat sein spaz dabei Wenn if Denke wie die Fuß-madam alle Heiser in de Senatorenstraße uf un ab rennen wird nach de Barenesse von Lvventron un wird se nich finden Nu wenn das Gescheft glied du west schon welches da faren wir bede bald in der Kutsche in Samt und Seide spazieren — Julius denkt in fier wochen wird sichs machen lassen da verreisen alle bis auf die kedin un mit der wird er fertich komme rech bald Adeline hir is noch plaz Die Ulrichen is noch immer seure gut gegen mir Rosalie is verdant Reidißch  
Albertine.“

Frau Kanzleiräthin Schwarz fand, wie es pflichtgetreuen Hausfrauen zuweilen ergeht, erst nach genossenem Mittagmahl Ruhe, ihre Briefe zu lesen. Den offenen Brief von ihrer Tochter Selma kennen wir, der versegelte ist folgenden Inhalts.

„Meine liebste Freundin!  
Den Sonntag mochte ich Dir nicht verderben mit diesem Brief, deshalb richte ich es so ein, daß Du ihn erst Montag erhältst, denn im Geräusch des Alltagslebens verhallen Dissonanzen leichter und passen besser.“

Jetzt da ich Dir schreibe, ist es kurz vor Mitternacht, vom Sonnabend zum Sonntag, und um mich her ist es ganz still. Die Eltern sind längst zu Bett gegangen und über mir, wo Schwester Ulrike mit ihren Kindern schläft, wird es auch ruhig. Der Kleine hat aufgehört zu schreien und die Walzen der Wiege höre ich nicht mehr geben.

Ich hatte das Fenster eine Weile geöffnet, aber das Wetter ist so schauerlich, furchtbar still, als stockten alle Lebenspulse, als wage weder Himmel noch Erde zu athmen. Mich ergriff Angst beim Anblick dieser schlaffen Natur — ich schloß das Fenster wieder und ließ die Rouleaux tief herab. Kein Wetter kann ich weniger leiden als solches, das noch kein Wetter ist, wenn kein Lüftchen sich regt um die nassen Steine zu trocknen und die trägen unentzifferten Nebelklumpen aufzulösen und in Wolken zu zertheilen. — Unerträglich! Ich mag nichts mehr sehen von Himmel und Erde.

— Fränzchen — höre ich Dich sagen, — Du hast wieder Deine verzweifelte Laune! — Nun ja, die habe ich und werde nicht mehr — oder — ich kann ja auch bildlich sprechen — ich werde ein Radikalmittel dagegen anwenden.

Diesen Brief an Dich zu schreiben, das ist mir noch eine Freude, und wenig kümmert es mich, ob mich der Morgen dabei überrascht. Dann gebe ich vielleicht noch in die Kirche — doch nein — ich gehe nicht mehr in die Kirche.

Du kennst mein Leben und kennst unser Familienleben, Bertha. Unsere Verhältnisse mögen vielen anderen ähnlich sein, wenigstens fand ich in den mindestens dreißig Jahren, die ich als denkendes Wesen mich am Leben betheilige, dieselben Elemente in vielen Familien. Ich bin in keiner guten Zeit, in keinem glücklichen Stande, und im Verhältniß zu diesem wol auch mit keinen glücklichen Anlagen geboren. Eine Beamtentochter unserer Lage, d. h. der Zeit in die mein Leben fiel, muß entweder ein Engel an Demuth und Dulbung oder ein Mann an Thatkraft und Energie sein, das erstere um ihr Schicksal abzuwarten, das andere sich selbst eins zu schaffen. Das sehe ich jetzt ein da ich bei reifem Verstande bin, doch als ich Kind war und erzogen ward, sah ich das noch nicht ein und die Ansichten über Mädchenerziehung waren damals noch in dem Stadium des Schwankens. Die Mütter konnten sich noch nicht ganz von den Regeln losmachen, die bei ihrer Erziehung golden. Aengstliche Rücksicht auf die Meinung Anderer, Standes- und Familienstolz, der ohnehin in der Eitelkeit des Kinder-gemüths fruchtbarer Boden findet — nun Du weißt ja, wie tausend Mädchen meines Alters und Standes aufwachsen, und wie ich aufwuchs. Du, der die Natur einen sanften Charakter, und das Schicksal einen geliebten Mann gegeben hatte, dessen Kinder Dich jetzt noch mit Welt und Zukunft verknüpfen — Du hast ja oft den Kopf geschüttelt über mein hoffärtiges Wesen. Man geräth da hinein so leicht, wenn man wie ich, hübsch ist, eines angelesenen Mannes Tochter, witzig, lebhaft und in Folge

dessen bemerkt und gefeiert wird. — Da ist man heiter, übermüthig. — Warum nicht gar — ich spreche ja fast als wäre das Alles noch Gegenwart. — Nein, das war. Ich will der Eitelkeit so weit entlagen und es unverhohlen aussprechen — mich schmerzte es, als mir nicht mehr gehuldigt ward in Gesellschaft und als später das Interesse der Meinigen sich mehr der jüngeren, verheiratheten Schwester zuwandte, die durch ihre blühenden Kinder das Herz der Eltern erfreute. Wäre ich nun edel und demüthig genug, heitern Muthes alle persönlichen Ansprüche aufzugeben, so könnte ich vielleicht noch jahrelang zu leidlicher Genugthuung für mich und ohne sonderliches Aergerniß für Andere fortleben, wie Unzählige in ähnlicher Lage. — Aber ich kann nicht — Du weißt, ich bin eigenfönnig, stolz und ungeduldig. Jrgendwo las ich einmal den Ausspruch: — Ich bin satt vom Mahle des Lebens und stehe auf. —

Das ist es, was ich Dir sagen will, und wenn ich von heut ab nicht mehr zu Dir komme, so weißt Du, daß ich mich freiwillig zurückzog. — Würde ich, daß durch mein Gehen Jemand an Lebensfreuden ärmer würde, so bliebe ich, doch da das nicht ist, so hält mich nichts mehr. Mein Vater will, wenn der erste Schrecken überwunden, dem Gemeinwohl mit derselben Hingebung seine Zeit und seine Gedanken widmen, meine Mutter wird sich ihrer anderen Kinder und ihrer Enkel noch sorgloser freuen können, wenn meine fränkliche verüßerte Gestalt nicht mehr wie ein neidischer Schatten vor der Sonne ihres Glüdes schwebt; meine Geschwister werden erschrecken, einige Tage traurig sein und dann ihr Leben froh und müthig weiter leben, denn sie haben ein Leben.

Du sagtest mir oft, Beschäftigung mache dem Menschen das Leben werth, indem es ihm das Gefühl der Nützlichkeit gebe; in den meisten Fällen mag dies wahr sein, doch in meinem Gefühl und in meinen Verhältnissen findet der Satz keine Bestätigung. Soll ich als Lebensberuf gelten lassen, die tägliche Obliegenheit in der Küche, nachzusehen abwechselnd mit meinen Schwestern Minna und Martha, daß unsere Köchin das Gemüse zu rechter Zeit auf das Feuer bringt und den Braten begiebt? Oder soll ich mein Selbstbewußtsein aufrichten durch den Gedanken, daß ich ein paar armen Mädchen unentgeltlichen Unterricht gebe, für einige Wohlthätigkeitsvereine nähe und ferne und in Concerten zu milden Zwecken, in denen ich vor Jahren Solo sang, jetzt im Chor mittinge? — Ich muß lachen, indem ich dies niederschreibe. Unsere Haushaltung wird fortgehen ohne mich, die armen Kinder werden etwas lernen ohne mich, und meine Stimme im Chor wird man nicht vermissen.

Allen in unserer Familie ist das lebhafte Streben nach persönlicher Geltung theils angeboren, theils anerzogen, doch es führt zu keinem guten Ende bei Mädchen, denen sich keine Laufbahn eröffnet, oder durch Verheirathung keine Selbständigkeit bietet.

Es ist dies das schleichende Uebel in höheren Beamtenfamilien, in denen man noch nicht den Muth hat, die Mädchen einem Berufe nachgehen zu lassen, der sie von der Familie entfernt. — Doch jetzt ist das schon anders als zur Zeit, da ich jung war.

Es schelt an unserer Thür. — Es ist mein Schwager, der so spät von einem Kranken zurückkehrt. Ob ich ihm öffne und ihm noch die Hand reiche zur guten Nacht — zum Lebewohl? Nein, ich thue es nicht. — Da öffnet schon der Diener — um so besser.

Auf meinem Schreibtisch werdet Ihr einen Zettel finden, worauf ich das Wenige, was ich besitze, unter meine Freunde vertheilt. Du magst meine neue Pelzgarnitur nehmen, die ich vorgeföhrt von den Eltern zum Geburtstag erhielt — ich habe sie noch nicht getragen bei dem milden Herbstwetter. Selma soll Goethe's Werke bekommen, die kleine Auerbach's Dorfgeschichten und Franz die Büsten von Beethoven und Mozart. Lebe wohl — ich bin aufrichtig müde, und wüßte ich, daß ich nicht mehr erwache, würde ich den unschätzbaren Schlaftrunk nicht erst nehmen, den mir mein Bruder Alexis in seiner letzten Krankheit auf mein insändiges Bitten gab — er wollte das Flüsschen sammt seinem Inhalt ins Feuer werfen, das litt ich nicht. Es ist gut, wenn man einen Chemiker zum Bruder hat. Bestraft kann mein guter Alexis ja nicht mehr werden wegen leichtsinniger Verwendung des Giftes — er ist schon längst den Strafgesetzen der Menschen entrückt.

Lebt wohl. Gott gebe Euch so viel Glück, daß es Euch noch recht lange auf Erden gefällt. Franziska.“

Herrn Major von Werden  
Hochwohlgeborn.  
Kaiserstr. 79, 1 Treppe.

„Lieber Papa!

Ehe Fedor von der Jagd kommt, will ich noch rasch an Dich ein Paar Zeilen schreiben, d. h. wenn der kleine Fedor mich dazu kommen läßt. Susanne kann ihn nicht auf dem Arm erhalten, immer langt er nach mir — na, so mag er kommen und helfen an Großpapa schreiben. — Lieber Großpapa, Fedor schickt Dir eine Kuffhand — nein, nun mag es genug sein. Wenn ich den ganzen Brief schreiben sollte mit dem ungeschickten Händchen meines Jungen in meiner Hand, so würde ich die Nacht hindurch nicht fertig. Väterchen, Du hättest nur sehen sollen wie närrisch ernsthaft der kleine Kerl auf das Blatt schaut, als ich ihm die Hand führte. — Es war zum Todtlichen. Du hättest Dein Podagra gewiß darüber vergessen. A propos — was macht denn das böse Podagra? Pflegt Dich Franz Brigitte auch noch so gut wie damals, als ich noch zu Hause war und helfen konnte? Der alte Johann ist gewiß froh, daß das „verwertete gnädige Fräuln“ aus dem Hause ist, das niemals „keinen Respekt nicht hatte vor Nichts nicht.“ Sage ihm nur, ich bringe ihm einen schönen Pfeifenkopf mit, mit Deinem Portrait — das versöhnt ihn, Papagen, und Du nimmst es auch nicht übel auf einem Tabakbehältniß zu figuriren. — Friedrich der Große und andere große Helden müssen es sich ja auch gefallen lassen. Der Brigitte sage doch, Herzenspapagen, daß sie für uns das Eckzimmer einrichtet, denn zu Weihnachten kommen wir, wenn Gott will und wir Alle gesund sind.

Ich habe meinen Jungen zu Bett geschickt. Susanne mag sehen, wie sie mit ihm fertig wird. — Seit ich den Kleinen habe und das Kind uns so glücklich macht, könnte ich manchmal meinen, daß ich meine liebe Mutter nicht gekannt habe. Wenn nur Gott mich jetzt noch nicht abriefe — so alt wie mein Fedor jetzt war ich ja als meine Mutter farb. — Fort mit solchen traurigen Gedanken! Ich bin ja munter und gesund.

Im Garten und im Park ist es schon wüß. Die Beete sehen recht kümmerlich aus, und die Gärtnerburichen barfen den ganzen Tag welches Laub zusammen. Im Gewächshaus aber ist es schön — wir frühücken gewöhnlich dort, denn es liegt so bequem. Aus meinem Zimmer kommt man unmittelbar

bar hinein. Ich kann Dir nicht beschreiben, Papachen, wie gut, wie aufmerksam Fedor ist. Ich glaube, schon weil er Dir so ähnlich ist an Wesen und an Jahren, liebe ich ihn. Und er ist ein so zärtlicher Vater — aber freilich, dabei ist kein Verdienst, denn mein Junge ist ein reizendes Kind — nun — Du wirst zu Weihnachten ja leben, ob ich zuviel sage.

Einen Christbaum pukt Ihr doch für den Jungen? Nicht wahr, Papachen? Wir haben hier oft recht viel Leben im Hause — Herrenbesuch alle Tage. Der Koch versteht seine Sache ganz gut, und Schwägerin Auguste sieht nach, daß es an nichts fehlt. Recht unheimlich fürchtete ich mich vor der Schwägerin. Durch ihr Hiersein habe ich ein leichtes Leben, denn sie kümmert sich gern um den Haushalt, also habe ich das nicht nöthig. Der Gedanke, mich um den Haushalt kümmern zu müssen, war mir immer das Schrecklichste beim Heirathen. Du, Papa, und die gute Brigitte, Ihr habt mich so vernöhnt.

Wer zu uns kommt nach Eichenhal, dem gefällt es unbeschreiblich. Du hättest uns kein schöneres Gut kaufen können, Papachen, als dieses — und es ist so herrlich nahe an der Residenz — im November, wenn die Eisenbahn fertig ist, können wir in zwei Stunden zusammenkommen. Denke, Papachen, Fedor kann auch eifersüchtig sein! Begreift Du solche Thorheit bei dem sonst so vernünftigen Manne? Und nun rathe auf wen? Es ist zum Todtschlagen — denke, auf den jungen Karl Müller, der bei dem Banquier Lillienkron im Geschäft ist. Er kommt manchmal her, um mit Fedor wegen Geldsachen zu verfahren, denn Fedor hält viel auf Herrn Lillienkron. Der junge Commis ist ein ganz netter artiger Mensch, besonders hat er schöne dunkle, wenn auch etwas unistete Augen. — Aber auf einen Commis eifersüchtig sein, das ist doch zu lächerlich, und wirst mir Fedor meine Freundlichkeit wieder vor für den jungen Müller, so necke ich ihn mit seiner Franziska — das ist nämlich eine alte Liebe von ihm, als er noch Referendar war; Schwägerin Auguste hat mir's erzählt. — O, ich will ihn schon ärgern — ich werde sagen, er besucht in der Residenz den Stadtrath Friedrich nur, um mit seiner angebeteten Franziska zu verkehren. — Ich freue mich schon auf sein verlegenes Gesicht.

Es wird lebhaft auf dem Hofe — die Jäger kommen. Lebe wohl, Papa. Wenn morgen gutes Wetter ist, reite ich einmal mit zur Jagd. Das Reib, das ich schieße, bekommst Du. Tausend Küsse von Deiner glücklichen Tochter

Malvine.

Zuliegenden Zettel schicke doch hinunter in den Puzladen zu Mad. Meunier.

Bitte, schicken Sie mir doch zum nächsten Sonntag ein blaues Sammetröckchen mit Schwan garnirt, für meinen einjährigen Knaben, und ein blaues Vespelbüttchen mit weißer Feder für denselben jungen Herrn, welchen ich Ihnen vorzustellen mir nächstens die Ehre geben werde, wenn wir Weihnachten zu Großpapa kommen. Vergessen Sie mich ja nicht, beste Madame Meunier, wir haben Sonntag große Gesellschaft und da soll unser kleiner Stammhalter in Gala erscheinen. — Kann denn Ihre Directrice fertig werden, seit ich nicht mehr ins Arbeitszimmer herunter komme und garniren helfe? Grüßen Sie Klärchen und Mariane und seien Sie selbst gegrüßt von Malvine v. Zöllner geb. v. Werden.

Nachschrift: Schicken Sie mir die Sachen ja direct zu, liebe Madame Meunier, nicht durch Papa, der denkt, mit Frauen- und Kinderstaat hat's keine Eile. Ja — Papa mag es immer lesen — vielleicht bessert er sich.

Madame Meunier lächelte über die heiteren Zeilen ihrer einfügen Hausgenossin und Hausfreundin und freute sich der Bestellung, so unbedeutend sie sein mochte, denn Madame Meunier war, wie Geschäftsleute in der Regel, etwas abergläubisch. — Die Thätigkeit der neuen Woche sollte mit Trauer beginnen; aus dem Hause des Stadtraths Friedrich waren Behelfungen eingelaufen, und Mad. Meunier liebte es nicht, wenn die erste Arbeit der Woche eine Trauerarbeit war — sie glaubte, eine solche Woche werde eine Unglückswoche.

Mamsell Mariane — schnell — schneiden Sie zuerst hier das blaue Sammetröckchen zu, daß es heut fertig wird ist nicht nöthig; die schwarzen Hüte geben vor. Das blaue Vespelbüttchen garnirt Mad. Meunier selbst — es nahm sich so freundlich und versöhnend aus zwischen den schwarzen Crepphüten. Mad. Meunier hatte eine fern verheiratete Tochter, vielleicht auch schon einen Enkel — sie mochte die Farbe des Todes nicht allein herrschen lassen. Die Hoffenden lieben das Leben und seine bunten Farben. [756]

### Der Kerkermeister.

Als jene furchtbare Epoche der Weltgeschichte spielte, welche man bezeichnet mit dem Namen der ersten französischen Revolution, wälzte sich eines Morgens aus den Thoren der Stadt Bordeaux ein Volkshaufe, um unter Anführung eines Commissairs das Werk der Rache an der in der Nähe belegenen Besingung eines Aristokraten zu üben, der vor wenigen Tagen auf dem Plage St. Julien mit dem Tode das Verbrechen gebüßt hatte, den Namen de Marlatic zu tragen. Ein einziger gewaltiger Stoß, ausgeführt durch die vereinigte Kraft des souveränen Volkes, öffnete das Gitterthor des alten Schlosses, in welchem die Menge, blendet von fabelhaften Gerüchten, ungeheurer Reichtümer an Gold und edlen Steinen vermuthete.

„Wen sucht Ihr, was wollt Ihr hier,“ fragte, dem wüthenden Volkshaufen entgegenwankend, ein achtzigjähriger Diener, der seinen unglücklichen Herrn bis zu den Stufen des Blutgeiwüthes begleitet hatte.

„Wir suchen Niemand,“ entgegnete der Commissair, „wir wollen nur die schlecht angewandten Reichtümer eines Aristokraten — und wir werden sie bekommen.“

„Und wo stecken denn diese Reichtümer?“

„In den Kellern, auf den Böden, in verborgenen Gemächern des Hauses. Sie gehören der Nation.“

„Und wo ist die Nation?“

„Hier,“ erwiderte der Commissair, indem er eine dreifarbigte Fahne entfaltet und schwenkte. „Vive la république!“ rief das Volk beim Anblick derselben und der Sprecher fügte mit weitgehender schallender Stimme hinzu: „Bürger, wo diese Fahne ist, da ist Frankreich.“

„Frankreich also klopft an die Thür eines Royalisten,“ sagte der alte Hüter des Hauses, „wohlan Bürger, seid willkommen; der Schatten meines Herrn begrüße Euch! Ihr sprecht von einem in diesen Mauern ruhenden Schatz, ich kenne keinen, als das ruhmvolle Andenken des Herrn von Marlatic.“

Der Commissair, Jean Cabanis, gefolgt von seinen Begleitern, begann nun eine genaue Durchsichtigung des ganzen Hauses. Jedes Zimmer, jeder Schrank, jedes Meubel ward untersucht, man verlor nicht weder die Tapeten und Lambris, noch den parquetirten Fußboden und den gemalten Plafond; selbst die Ziegel des Daches blieben nicht unberührt, Pflanz, Hammer und Beile übten ihr Zerstörungswerk, Geschrei und Flüche ertönten ringsum, aber nirgend fand sich eine Spur von den geträumten Schätzen. Sechs Stunden währten die Nachforschungen oder besser, die vandalischen Verwüstungen. Die Teppiche, Vorhänge und Tapeten wurden zerrissen, die Glasscheiben, Spiegel, Kronleuchter und Porzellanschirme zerbrochen, die Statuen zertrümmert, die Heiligenbilder aus ihren Rahmen gerissen und dem Winde preisgegeben. Es blieb zuletzt fast nichts mehr zu zertrümmern übrig, da zog ein leichtes Geräusch, das von einem in der Ecke eines Saales angebrachten, bis dahin unbeachtet gebliebenen Muttergottesbilde auszugehen schien, die Aufmerksamkeit der plündernden Rote nach dieser Richtung. In einem Augenblicke war das Gemälde, ein Meisterwerk der Kunst, herabgerissen, statt der vernichteten Madonna des Bildes zeigte sich aber in der von demselben verdeckt gewesenen Nische eine lebende, welche mit gefalteten Händen und zum Himmel gerichtetem Blick in inbrünstigen Gebete kniete.

Das junge Mädchen, die betende Madonna, war so schön, so lieblich und begeistert, sie schien erfüllt von einer so himmlischen Ruhe und Ansduld, daß selbst der Commissair sie mit einem Gefühl der Achtung und Bewunderung stillschweigend betrachtete. Seine Kameraden bemerkten dies nicht sobald, als Lachen und Spottreden von allen Seiten ertönten; einige der Kühnsten aus der Menge machten sogar Miene, sich dem jungen Mädchen zu nähern, Cabanis vertrat ihnen jedoch den Weg. Er bedeckte die Jungfrau mit einem Zipfel seiner Fahne, sie damit gleichsam unter den Schutz der Republik stellend, und rief mit donnernder Stimme seinen Gefährten zu:

„Bürger, der Erste, der die Hand gegen diese Frau erhebt, der Erste, der sie beleidigt, ja nur zu ihr zu sprechen wagt, wird von mir niedergestochen.“

Man kannte und fürchtete Cabanis. Die Menge gab Raum, er erhob die schöne Veteran, führte sie zu einem Fauteuil, der noch unverfehrt in der Mitte des Salon stand, nahm ehrfurchtsvoll die sein Haupt bedeckende rote Mütze ab, warf die das junge Mädchen erschreckenden Waffen weit von sich und sagte mit einem Lächeln, einer Stimme, die durchaus nichts Erschreckendes hatte:

„Wer Du auch seist, fürchte Dich nicht, antworte mir gestroft.“

„Wem soll ich antworten, einem Feinde?“

„Nein, einem Bürger, einem Patrioten, einem rechtschaffenen Manne.“

„Wohl, was wollen Sie von mir?“

„Ich will wissen, was Du in jenem elenden Versteck, der Freiheit, des Lichtes und der Luft beraubt, thatest?“

„Ich betete für Euch.“

„Für uns?“

„Ja, für die Mörder meines Vaters.“

„Wer bist Du denn?“

„Ich bin die Tochter eines Aristokraten, ich bin Fräulein von Marlatic!“

Cabanis erschrak; dieses Bekenntniß war der Tod. „Niemand mit den Aristokraten!“ brüllte die Menge durch das Schloß, der Commissair mußte seine Pflicht thun, mußte Diejenige, welche er zu seiner Schutzbefohlenen gemacht, im Namen des Gesetzes verhaften.

„Lebe wohl, wir sehen uns in einer bessern Welt wieder,“ sagte Fräulein von Marlatic zu dem alten Diener, indem sie ihm die Hand zum Kusse reichte.

„Großer Gott,“ rief der Greis, sich Cabanis in den Weg werfend, „wo führt Ihr sie hin?“

„Zum Tode,“ rief eine Stimme aus dem Volke.

„Zum Martyrium,“ verlegte das junge Mädchen.

„Zur Freiheit,“ flücherte Cabanis.

Einige Stunden später befand sich Fräulein von Marlatic in den Gefängnissen des Forts la Ha. Am Abend desselben Tages wurde der bisherige Kerkermeister verabschiedet, Niemand wußte recht aus welchem Grunde. Er war freilich schon sehr alt und der junge Mann, der an seine Stelle trat, ein durch ganz Bordeaux seines Muthes, seiner Entschlossenheit und seines Einflusses wegen berühmter Patriot; wir kennen ihn bereits, diesen neuen Kerkermeister, es war niemand Anderes als der bisherige Commissair Jean Francois Cabanis.

Am andern Tage sah Fräulein von Marlatic zu ihrem nicht geringen Erstaunen statt des alten grämlichen Kerkermeisters, der ihr schon am Abend zuvor mit Härte begegnet war, den Commissair in ihr Gefängniß treten, der sie im Schlosse ihrer Väter mit Güte behandelt, beschützt und ermuntert hatte. Cabanis näherte sich ihr, so demüthig als es ihm nur möglich war, ergriff ihre Hand und führte sie durch dunkle entfehlige Gänge, in denen man nur das Echo von Seufzern, Klagen und Schlägen vernahm, bis zu einer sehr engen, niedrigen, mit schweren Eisenriegeln verschlossenen Thür. Cabanis schob dieselben zurück, die Thür drehte sich in ihren Angeln und die liebliche Gefangene sah sich in einem Zimmer von so freundlichem Aussehen, daß ein lauter Freudenruf ihren Lippen entfuhr. Hell und freundlich fiel das Sonnenlicht durch die Zelle, welche erfüllt war mit reiner Luft und dem Dufte von Blumen, die das Fenster schmückten und die traurigen Eisenstäbe desselben verbargen. Fräulein von Marlatic pflichtete eine Blume ab und reichte sie dem Kerkermeister, indem sie mit traurigem Lächeln sagte:

„Ihnen allein verkaufe ich sicher nur die freundliche Einrichtung der letzten Wohnung, welche ich auf dieser Welt beziehe; noch ein Tag, ein Augenblick vielleicht, und ich bin nicht mehr. Nehmen Sie denn diese Blume, diese arme unschuldige Nelke, den einzigen Schatz, welchen ich besitze und bewahren Sie denselben als ein Andenken an Ihre unglückliche Schutzbefohlene.“

„Ich schwöre Ihnen, daß ich sie mein Leben lang aufbewahren werde!“ erwiderte Cabanis, der unabhänge Republikaner, und barg sorgfältig die Blume der Aristokratin. „Fräulein,“ fuhr er dann mit leiser Stimme fort, „haben Sie vielleicht einen Wunsch, den ich Ihnen erfüllen könnte?“

„Ja, aber zuvor habe ich eine Frage an Sie zu richten: Glauben Sie, daß ich noch lange zu leben habe?“

„Ich hoffe es.“

„So erbite ich von Ihrer großmüthigen Freundschaft ein Gebetbuch, einige von meinen im Schlosse Marlatic zurückgelassenen Kleidern, einige Gebichtbücher und etwas Geld, Sie werden alles von dem alten Diener erhalten können.“

„Ich werde in der nächsten Nacht selbst danach gehen und morgen früh sollen Sie alles haben.“

„Es ist noch nicht alles, mein Herr, obgleich ich mich schäme, Ihre Güte so zu mißbrauchen, ich bitte Sie auch um Feder, Tinte und Papier.“

„Es sei, ich setze dabei meinen Ruf, mein Leben vielleicht auf's Spiel, — aber was thut dies! Sagen Sie zu Ihrem ergebenen Diener: „Knie!“ so falle ich nieder, „Erhebe Dich,“ so stehe ich auf, „Geb!“ so gehe ich, „Stirb!“ so sterbe ich! Leben Sie wohl!“

Der Kerkermeister ging, oder besser, wankte aus dem Zimmer, verschloß heftig die Thür und fand während einer ganzen Woche nicht Muth und Kraft, wieder vor der edlen Gefangenen zu erscheinen, die er beleidigt zu haben glaubte. Ein Gefängnißwärter, dem Cabanis unbedingt vertrauen konnte, überbrachte dem Fräulein von Marlatic alles, was sie gewünscht hatte und noch wünschen konnte; jeden Tag nahm der Gefängnißwärter die Befehle des jungen Mädchens in Empfang, die gleich unumstößlichen Gesetzen von dem Kerkermeister ausgeführt wurden.

Eines Morgens, zu einer ungewohnten Stunde öffnete sich langsam die Thür der von Fräulein von Marlatic bewohnten Zelle. Cabanis trat ein, näherte sich der ihn mit einem Ruf des Erstaunens oder der Freude begrüßenden Gefangenen und sagte mit gesenktem Blicke und unsicherer Stimme: „Bewhigen Sie sich, Fräulein, ich bin es nur.“

„Ich bin auch gar nicht ängstlich,“ entgegnete das junge Mädchen, „kommen Sie, daß ich zugleich mit Ihnen schelte und Ihnen danke. Haben Sie denn das Gelübde gethan, für mich eine unsichtbare Gottheit zu bleiben? Sprechen Sie, mein Herr, Sie haben versprochen, mir zu gehorchen. Ich befehle Ihnen, mir zu antworten!“

„Fräulein,“ erwiderte der Kerkermeister, dem die lebenswürdige Zutraulichkeit seiner Gefangenen das Blut in die Wangen trieb, „ich komme auch heute in einer ganz besondern Angelegenheit zu Ihnen. Ich habe versprochen, Ihnen zu gehorchen, Ihnen zu dienen weit über meine Pflicht hinaus, und ich thue, was in meiner Macht steht.“

„Ich weiß es.“

„Denken Sie sich nun, ich habe für eine Person beim ersten Anblick ein so lebhaftes Interesse, eine unbegrenzte Freundschaft, eine unwiderstehliche Anhänglichkeit gefühlt —“

„Für mich vielleicht?“ unterbrach sie ihn lächelnd.

„Ja für Sie, und weil dem so ist, beschäftige ich mich immer mit Ihnen, ist die einzige Unterhaltung, welche ich mit meinen übrigen Gefangenen führe, das Lob Ihrer Schönheit und Lebenswürdigkeit. Dank meiner begeisterten Schilderung glaubt Jeder, Sie zu kennen, Sie gesehen zu haben, liebt, achtet und bewundert Sie Jeder. Soeben nun sprach ich mit einem sehr geistreichen und lebenswürdigen Gefangenen von Ihnen, ein schöner junger Mann, Namens Herr von Castera — kennen Sie ihn?“

„Nein.“

„Herr von Castera, der ebenfalls nicht die Ehre hat, Sie persönlich zu kennen, sprach doch in den schmeichelhaftesten Ausdrücken von Ihnen und schrieb endlich mit Rohle einige Verse an die weiße Wand seines Kerkers, und ich sagte ihm in der Hoffnung, Sie zu erheitern: „Bürger, Du sollst Deiner schönen Nachbarin diese Verse senden.“ Da er weder Feder noch Papier hat, so gab ich ihm mein Taschenbuch und meinen Bleistift, und er hat Ihnen hier einen poetischen Gruß gefandt, den ich nicht zu lesen gewagt habe, den ich Ihnen aber bringe, um Sie zu erheitern und zu zerstreuen.“

Die Improvisation des Herrn von Castera bestand aus einigen sehr einfachen Versen, betitelt „Freiheit im Gefängniß.“ Fräulein von Marlatic las sie einige mal durch und gab sie dann Cabanis, um sie dem Gefangenen zurückzubringen.

„Wollen Sie ihm nicht lieber, statt die Ihnen gesandten Verse zurückzuschicken, in Versen oder in Prosa antworten?“ fragte der Kerkermeister mit wahrhaft exemplarischer Naivetät.

„Lachen Sie nicht über meine Thorheit, Fräulein, im Gefängniß hat selbst die geringste Veränderung einen großen Reiz und ich möchte so gern Ihnen auch ein wenig Vergnügen bereiten.“

Fräulein von Marlatic fand, daß an dem Orte und in den Verhältnissen, in welchen sie sich befand, der Vorschlag des Kerkermeisters durchaus nicht so verwerflich war. Die Seltsamkeit des Abenteuers, die Eigenartigkeit eines solchen officiellen Verkehrs zwischen zwei Unsichtbaren, die trotz Gitter, Niegel und Schloß mit einander sprachen, einander kennen lernten, hatte etwas unwiderstehlich Anziehendes für das Herz und die Phantasie eines jungen Mädchens. Fräulein von Marlatic antwortete dem Poeten und erhielt von ihm am nächsten Tage eine neue Zuschrift, die natürlich abermals eine Antwort erheischte. Dasselbe war am nächsten und den folgenden Tagen der Fall und endlich hatte Cabanis einen eben so lebhaften als regelmäßigen Briefwechsel zu besorgen. Die Verse des Herrn von Castera waren abwechselnd geistreich, galant, heiter, empfindsam und leidenschaftlich, die Prosa des Fräulein von Marlatic anbetungswürdig, furchtsam, verlegen, zitternd, bisweilen aber auch hatten Einbildungskraft und Herz des jungen Mädchens einen harten Kampf zu bestehen mit der Vernunft und Ueberlegung — und nicht immer trugen die letzteren den Sieg davon.

Indes war es nur zu natürlich, daß Herr von Castera der Wunsch aufstieg, die, welche er so lange aus der Ferne bewunderte, auch von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und Fräulein von Marlatic, die immer allein, immer traurig war, hatte nicht den Muth, sein heißes Begehren zurückzuweisen. Man hat, man bestürmte den Kerkermeister und seine blinde Ergebenheit machte es möglich, daß die beiden verwischerten Seelen einander in der Stille der Nacht sahen.

Die ersten Unterhaltungen der beiden jungen Leute drehten sich meistens um Politik, ein anderes Thema zu besprechen, hinderte sie Cabanis Gegenwart, nur ihre Augen wagten auszuweichen, was sie empfanden. Die Geduld eines längere Zeit in Gefangenschaft schmachtenden Menschen ist jedoch nicht so leicht zu erschöpfen, seine Erfindungsgabe ist eine Zauberkräft, die zur unwiderstehlichen Macht wird, sobald die Liebe sich in das Spiel mischt. Ermuthigt durch Cabanis wenig helfende Schwäche, beschloß Herr von Castera, Fräulein von Marlatic ohne die lästige Anwesenheit eines Dritten zu sehen und führte dieses Vorhaben, unterstützt von der geringen Sorgfalt, welche auf seine Bewachung und die seiner Nachbarin verwendet wurde, auch aus.

Eines Abends, nachdem der Kerkermeister seine letzte Runde bei den Gefangenen gemacht, fand Herr von Castera allein den Weg nach dem Zimmer, wohin ihn Cabanis so oft geführt. Fräulein von Marlatic war zum Tode erschrocken, sie wollte ihren Besuch sogleich wieder entfernen, aber der junge Mann hat so eindringlich, der geringste Laut, das kleinste Geräusch konnte sie beide verderben, und so blieb ihr nichts übrig, als ihn anzuhören. Bald antwortete sie ihm auch, blickte ihn an mit himm-

lichem Lächeln und barg endlich, Thränen vergießend, ihr schönes Haupt an seiner Schulter.

In diesem Augenblicke wurde die Thür mit Heftigkeit aufgerissen; der Kerkermeister stand bleich, zitternd vor Wuth, auf der Schwelle und rief mit einer Stimme, die in ihrem Tonfall etwas Furchtbares hatte:

"Aristokrat, Du bist ein Glender, antworte, was willst Du hier."

"Was ich hier will," erwiderte Herr von Castera ohne den geringsten Ansehn von Furcht, "eine Frau trösten, die leidet, Thränen trocken, welche die schönsten Augen auf der Welt vergießen. Herr Cabanis, ich stelle Ihnen hier die künftige Frau Marquise von Castera vor."

"Und wann wird die Hochzeit sein, Herr Marquis?" fragte der Kerkermeister höhniisch.

"Sobald uns Gott einen Priester oder die Freiheit sendet."

"Morgen erwartet Euch beide das Schaffot."

Das entsetzliche Wort Schaffot, noch furchtbarer in dem Munde eines Kerkermeisters, ließ Fräulein von Marlatic erbeben. Sie näherte sich Cabanis, ergriff seine Hand und sagte zu ihm:

"Ich weiß, daß ich in Ihnen einen Beschützer, einen wahren Freund gefunden habe, und dies legt mir die Verpflichtung auf, Ihnen mit dem vollsten Vertrauen entgegenzukommen."

Cabanis senkte traurig den Kopf.

"Herr Cabanis, wenn Sie mich noch lieben, so haben Sie Erbarmen mit mir, verzeihen Sie mir," fuhr das junge Mädchen fort.

Der Kerkermeister betrachtete sie ohne Zorn.

"Mein Freund, ich will Ihnen beichten in wenigen Worten, von Herzen zu Herzen, Sie sollen mein Richter sein."

Der Kerkermeister erröthete vor Freude und Stolz.

"Der großmüthigen Sorgfalt, welche Sie für mich gehabt, verdanke ich den Briefwechsel mit Herrn von Castera, Ihrer Güte für eine Gefangene die Ehre, ihn in meinem Gefängniß empfangen zu dürfen. Sie selbst haben mir Herrn von Castera zugeführt, ist dem nicht so?"

"Ja, ich habe sehr unrecht gethan."

"Ich habe Herrn von Castera mit Freunden empfangen, mit Vergnügen wiedergesehen, und er hat endlich gewagt, auch ohne Ihre Begleitung den Weg nach meinem Zimmer anzutreten. Durch Sie lernte Herr von Castera mich lieben und ich — ihn nicht hassen. Jetzt, in diesem Augenblicke ist er gekommen, mir seinen Namen, seine Zukunft anzubieten, und ich habe dies angenommen, er versprach mir Glück, und ich glaubte daran. Dies, mein Freund, ist unser Verbrechen, das zu bestrafen Sie den Henker herbeirufen wollen. Wohlan, mein Freund, thun Sie, was Ihnen recht scheint."

"Der Henker wird zu spät kommen, Fräulein," entgegnete der Kerkermeister, "er ruht Sie vielleicht morgen, Sie aber fliehen noch in dieser Nacht."

"In dieser Nacht?"

"Ja, folgen Sie mir schnell; eine Verkleidung übergeworfen, Geld in die Tasche gesteckt und fort, der Grenze zu. Verzeihen Sie mir, Fräulein, daß ich zittere und weine wie ein Kind; ich sehe und bewundere Sie ja zum letztenmale. Leben Sie wohl und denken Sie zuweilen an Cabanis."

Am andern Tage waren Herr von Castera und Fräulein von Marlatic schon weit von Bordeaux entfernt, drei Tage später befanden sie sich in Spanien und sandten Cabanis mit der Nachricht von ihrer glücklich gelungenen Flucht zugleich die Anzeige, daß sie durch Pfriesterhand vereint seien.

Die Flucht der beiden Gefangenen blieb lange Zeit ein Geheimniß für alle Welt, endlich aber erreichte auch sie der Ruf des schrecklichen Tribunals, man wollte sie zu Tode führen und fand sie nicht. Cabanis ward angeklagt, den beiden Aristokraten zur Flucht verholfen zu haben; er leugnete es nicht, und damit war sein Schicksal besiegelt. Auch er erwartete im Fort la Ha den Augenblick, wo ihn der Karren zu seinem letzten Ordengange abholte, sein letzter Blick, als er denselben bestieg, traf das Fenster der Zelle, wo Fräulein von Marlatic gelebt, mit ihrem Namen auf den Lippen empfing er den Todesstreich.

[790] r. . .

### K o r k .

Unter allen Naturproducten, welche die schaffende Hand des Menschen zu Gegenständen des Nutzens und der Annehmlichkeit umgestaltet, ist fast keins, das vielfacher zu verwenden wäre und weniger Arbeit erforderte, als der Kork, die Rinde der Quercus suber oder des Korkbaumes. Schon den Alten war der Nutzen des Korkes nicht unbekannt und wurde nach verschiedenen Seiten von ihnen ausgebeutet. Der alte lateinische Classiker Plinius erzählt uns, daß die römischen Fischer Kork an ihren Netzen befestigten, um das Sinken derselben zu verhindern; ebenso verfertigten die Sandalenmacher aus Kork Sohlen, denen sie häufig eine nicht unbeträchtliche Stärke ga-

ben, um diejenigen ihrer Kunden, denen die Natur nur eine kleine Leibesgestalt verliehen, durch dieses unschuldigste aller Toilettenmittel größer erscheinen zu lassen.

Der Gebrauch des Korkes als Stöpsel für Flaschen und dergl. war dagegen im Alterthume nicht so allgemein und konnte es nicht sein, da der Gebrauch der Flaschen, im neueren Sinne des Wortes, überhaupt noch nicht stattfand. Das Alterthum kannte nicht jene grünen, bestaubten Flaschen alten Weines, die bei festlichen Gelegenheiten aus ihren unterirdischen Gefängnissen hervorgezogen, an das Sonnenlicht gebracht werden, mit welchem ihr Inhalt um die Wette funkt und belebt. Die besten Weine wurden in Fässern aufbewahrt, welche mit Pech, Thon und geschmolzenem Harz verschlossen waren. Bei festlichen Gelegenheiten wurde die für hinreichend erachtete Quantität Wein auf andere Fässer gezogen und die Gäste füllten ihre Becher vermittelst der zweihenkligen Amphora oder aus Flaschen von Leder oder Thon. Erst seit die Fabrication des Glases immer allgemeiner geworden, kam die Sitte auf, den Wein in kleineren Glasflaschen aufzubewahren, da dies aber nicht vor dem vierzehnten Jahrhundert geschah, so datirt auch erst von jener Zeit der Werth und die Wichtigkeit des Korkes als Stöpsel der Flaschen.

Der Korkbaum ist eine der vielen Arten der Eiche und wächst in großer Menge im südlichen Frankreich, in Italien und Spanien, in größter Vollkommenheit aber in Portugal, von wo uns hauptsächlich unser Bedarf an Kork zugeht. Die portugiesischen Korkbäume werden als die Könige der Wälder geschildert; sie gleichen unsern Eichen in der Gestalt und hinsichtlich des Wuchses ihrer Zweige, doch ist ihr Laub von einem



Ostern in Syrien.

glänzenderen Grün. Die Rinde ist von ungeheurer Dicke, sehr rauh und uneben und von einer schwarzgelben, mit grün gemischten Farbe; häufig ist auch der ganze Stamm dicht mit Moos bewachsen. Ganze Wälder dieser schönen Eichen sind in Parkanlagen für die Vornehmsten des Landes umgewandelt worden und es giebt unter ihnen Bäume, welche als geschichtliche Wahrzeichen betrachtet und in hohen Ehren gehalten werden.

Das Holz des Korkbaumes ist nur von geringem Werthe, da es zu Bauten nicht wohl verwendet werden kann, indem es nicht nur leicht der Fäulniß unterliegt, sondern auch eine Säure enthält, die den damit in Verbindung gebrachten eisernen Nägeln und dergleichen sehr schädlich ist; dagegen liefert es gutes Brennmaterial und wird auch in den südlichen Gegenden vielfach zu diesem Zwecke verwendet. Der Hauptnutzen des Baumes besteht, wie schon angedeutet, in seiner Rinde, welche man recht eigentlich seine Frucht nennen könnte, wenn auch der Korkbaum, gleich andern Eichen, kleine sogenannte Eicheln trägt, welche wie bei uns als sehr gut mästendes Futter der Schweine betrachtet werden.

Bleibe der Korkbaum sich vollständig selbst überlassen, so würde er nach einer bestimmten Anzahl von Jahren und nachdem seine Rinde eine bedeutende Stärke erreicht, dieselbe abwerfen und sich neu bekleiden. Die auf diese Weise gewonnene Rinde liefert jedoch Kork von sehr untergeordneter Qualität, man ist daher genöthigt, die Rinde von Zeit zu Zeit auf künstliche Weise von den Bäumen zu entfernen. Dieses Abschälen beginnt, wenn der Korkbaum ein Alter von 25 Jahren erreicht hat und kann in Zwischenräumen von je zehn Jahren vielleicht 10—12 mal vorgenommen werden, so daß der Baum mehr als ein Jahrhundert überdauert haben muß, ehe man seine Rinde als werthlos betrachtet. Der beste Kork wird nur von jüngern Bäumen gewonnen, er zeichnet sich aus durch seine Geschmeidigkeit und Elasticität, durch seine dunkle Farbe und das Nichtvorhandensein der sichtbaren Poren.

Das Abschälen der Rinde darf, wenn man den Baum nicht unheilbar verletzen will, nicht mit einemmale geschehen. Zuerst wird ein kreisrunder Einschnitt durch die ganze Dicke der Rinde unten am Stamme, dicht über dem Boden gemacht; ein gleicher Einschnitt wird dem Stamme am oberen Ende, da wo die Rinde ausläuft, beigebracht. Nach und nach läßt man diesen Einschnitten andere in regelmäßigen Zwischenräumen die ganze Länge des Baumes hinunter folgen, so daß die Rinde in einzelne Lagen getheilt wird. Die Circulation des Saftes ist auf diese Weise gestört, der Baum beginnt zu trocknen, so daß die Rinde nach einiger Zeit leicht und ohne den geringsten Schaden für das weitere Wachsthum des Baumes mit der Hand abgenommen werden kann.

Die auf diese Weise gewonnene Rinde wird nun auf zweifache Art für den Markt hergerichtet. Bei dem ersten Verfahren werden die Korktafeln, wie man die einzelnen Stücke nennt, mit ihrer hohlen Seite zu unterst in eine tiefe Ergrube übereinandergeschichtet, gehörig befeuchtet, mit großen Steinen beschwert und auf diese Weise geklärt. Hierauf werden sie an einem Feuer unter häufigem Umrühren sorgfältig getrocknet. Bei dem zweiten Verfahren überläßt man es lediglich den Einwirkungen der Hitze, die Korktafeln zu glätten, indem man sie bald von der einen, bald von der andern Seite dem Feuer aussetzt. Die Leute, welche dieses Geschäft des sogenannten Brennens besorgen, sind sehr geschickt darin, jeden Fehler und Fleck in dem Kork zu verbergen, und gehen dabei häufig auf sehr unehrerliche Weise zu Werke, indem sie die Löcher durch eine Mischung von Lehm, Ruß und Wasser verkleben, die Oberfläche einer verstockten Tafel abschaben und was dergleichen Kunstgriffe mehr sind, wovon der Käufer sich nicht genug hüten kann. Ist das Brennen und Trocknen des Korkes beendet, so werden die Tafeln gereinigt und dann in große Scher aufgeschichtet bis die Käufer kommen, welche Kork zur Ausfuhr antaufen.

Die Korkschneider, welche die aus Portugal kommenden Korktafeln kaufen, finden es gewöhnlich für nothwendig, das Geschäft des Brennens und Trocknens noch einmal vorzunehmen; ist dies geschehen, so schneiden sie die einzelnen Tafeln zuerst in große und diese dann wieder in kleinere Streifen von verschiedener Form, je nach den Zwecken, für welche sie bestimmt sind. Das einzige bei diesem Geschäfte nothwendige Instrument ist ein scharfes Messer, ungefähr sechs Zoll lang und drei Zoll breit. Der Korkschneider sitzt dabei an einem Tische mit einem kleinen Brett vor sich, von welchem eine kleine hölzerne Säule, die gleiche Höhe mit seiner linken Hand hat, ausgeht. Auf diese Säule wird der Kork gelegt und mit der linken Hand festgehalten, während die rechte Hand einen die Hälfte des Korkes umfassenden cirkelrunden Schnitt macht. Die Erhöhung der Säule gestattet dem Korkschneider dies zu thun, ohne mit dem Messer den Tisch zu berühren. Ein zweiter cirkelrunder Schnitt vollendet den Kork, dem nun nur noch die gehörige Größe gegeben wird. Zwei Dinge sind, abgesehen davon, daß er aus gutem Material bestehen muß, unerlässliche Erfordernisse für einen guten Kork: sein Umfang muß vollkommen rund sein und es muß am oberen Ende ein etwas größeren Durchmesser als am untern haben. Die erstere Bedingung ist sehr schwer, die zweite dagegen mit großer Leichtigkeit zu erfüllen; auch

entschädigt sie in der Praxis häufig für die Abwesenheit der ersten, indem die Verschiedenheit der Durchmesser an beiden Enden den Mangel an Rundung ersetzt und eine Flasche vermöge der Elasticität des Korkes gut zugeproßt ist, selbst wenn man die Form des Pfropfens weit eher oval, als cirkelrund nennen kann.

Die Benutzung des Korkes ist sehr mannichfach; am häufigsten gebraucht man ihn natürlich zu Pfropfen an Flaschen, Gäßern, Einmachegläsern u. s. w. In den Ländern, wo der Korkbaum heimisch ist, machen ihn die Einwohner in vielfacher und noch gänzlich unbekannter Weise nutzbar. In Spanien sind die Bienenerbörbe, die Eimer, Küchengeschirre, Trinfgefäße aus Kork; die Häuser werden mit Kork gedeckt, mit Kork die Zimmerwände bekleidet. Die Korkplanzer bauen die Hütten ihrer Arbeiter aus Kork und lassen sich, wenn sie gestorben, in einem Sarg aus Kork begraben.

Auch bei uns hat sich indeß der Gebrauch des Korkes nach mehreren Seiten vervielfältigt. Gleich den Alten befestigten wir Kork an Netzen und Angelschnuren; wir verfertigen Bootdaraus, welche schnell und sicher über das stürmische Meer dahingleitend den Schiffbrüchigen zu Hilfe kommen. Die Jungen lernen vermittelst Korkhaltern schwimmen; Kork wird gebrannt und giebt eine sehr schöne schwarze Farbe. Wir schützen unsere Füße gegen Nässe und Kälte durch Korksohlen, ja selbst die Rinde hat sich des Korkes bemächtigt, indem in diesem Material Werke nachgebildet und allerliebste Darstellungen ermöglicht werden, welche viel leichter und wohlfeiler sind, als die Früher zu diesem Zwecke angewandte Holzschinker.

Es ist erstaunlich, welchen bedeutenden Zweig des Handels und der Industrie der in seiner einzelnen Erscheinung als Pfropfen so gering geachtete Kork bildet. Die leichte Rinde des Korkbaumes giebt vielen Menschen Beschäftigung und wiegt schwer in der Waagschale der Civilisation.

### Ostern in Syrien.

Unter allen, von der griechischen Kirche in Syrien gefeierten Festen ist keines, selbst Weihnacht nicht ausgenommen, so froh und jubelreich, so freudig begrüßt von den Menschenbergen und so wunderbar verherrlicht durch die Natur, als Ostern. Hara oder Gofra, die in strahlendem Morgenroth aufsteigende Frühlingsgöttin, webt um die mächtigen Felsenschultern des einstigen Seleukia einen goldigen Königsmantel voll Pracht und Herrlichkeit. Die lieblichen Töne der Osterglocken vermischen sich in den gegangenen Landstrichen des alten biblischen Aram mit dem balsamischen Dufte der Pinien und Rosen, welche überall in üppiger Fülle an den, die weiten Maulbeerpflanzungen eingrenzenden Hecken blühen. Durch die in leuchtender Schöne daliegende Morgenlandschaft pilgern die Schaa- ren der frommen Väter, mit freudigen Worten einander begrüßend: „Christ ist erstanden, — er ist wahrhaft erstanden!“ — in ihrem pittoresken Costüm eine reizende Staffage gebend zu dem sonnigen Schöp- pungsgebilde ringsum. Gleich- wie der Schmetterling die Larve abstreift, vertauscht das syrische Volk am Ostermorgen die dunkeln Bußgewänder der strengen Fastenzeit mit seinen leichten, bunten Sommerklei- dern, deren vorherrschendes zartes Weiß gar sinnig auf das Verkündungswort der Auferste- hung hindeutet und mit dem etwas gebräunten kräftigen Teint des Volkes und den leb- haft bunten Farben der übri- gen Kleidung seltam und wir- kungsreich contrastirt.

Nachdem die kirchliche Feier des Tages geendigt, beginnt namentlich das Landvolk jener Gegenden, unter dem wol- lenlosen Zelt des tiefblauen Himmels in harmlosem Scherz und Frohsinn allerlei Kurzweil zu treiben. Auf einem freien Wiesenplan tummeln sich die jungen Männer im muthigen Ringkampfe, während die äl- teren derselben ringsum auf niederen Postern sitzen und rauchend, bald lobend, bald tadelnd dem Spiele zusehen. Dazwischen jubeln und jauch- zen die fröhlichen Kinderschaa- ren im Spiel mit ihren Oster- schänen, den buntgemalten Eiern, deren kein Haus, keine Hütte am Ostertage ermangeln darf. Die Mädchen jedes Dorfes aber ziehen unter An- führung einer gesangkundigen Alten, die als Primadonna ihres Dorfes in hohen Ehren steht, vor das Haus der Guts- herrschaft und führen hier un- ter dem hölzernen Balcon, im Kreise um die ältere Beglei- terin, welche den Tanz mit ihrem Gesange leitet, einen muntern, von natürlicher An- muth belebten Reigen auf. Die hübschen Mädchengestalten mit ihren malerischen bunten Ge- wändern und dem reichen Kopfputz, welcher, mit gold- nem Zierrath und frischen Blu- men geschmückt, die glänzend schwarzen, in langen Flechten herabhängenden Haare, die edeln Gesichter gar kleidsam umschleiert, geben in den gra- ziosen Bewegungen des Tan- zes ein an den Zauber der persischen Märchenwelt erin- nendes Bild, dem unsere bei- gegebene Zeichnung, weil des belebenden Colorits entbeh- rend, nur annähernd zu ent- sprechen vermag. Vom Bal- con herab schauet Gattin und Tochter des Gutsheeren sin- nend dem Tanze zu, — in der Nähe schwimmern, wie ein flüssiger glänzend gefähter Saphir in der herrlichen Landschaft die blauen Wellen der Bai von Antiochien, — aus der Ferne aber leuchten und glühen, von der untergehenden Sonne in rosiges Gold getaucht, die eis- gefrönten Höhen des mächtigen Libanon, als wollten sie weithin über die Lande verkünden, daß die Natur, sobald die Herzen nur ihren reinen Freunden offen und zugänglich sind, aller Dr- ten wol bemüht ist, dem Menschen das verlorene Paradies zu ersetzen.

[794]

g...

### Der Savoyardenknabe.

Wer könnte dir eine Gabe versagen, kleiner Vagabund? — Eicher hat die Sonne der Fremde nicht oft deinen dunkel- lockigen Scheitel beschienen, seit du die Heimath verließest, denn noch sind deine Blicke frei und heiter, als hätten sie lächeln ge- lernt im hellen Spiegel des Genfer Sees, noch sind deine Wan- gen rund und glatt, als hätte erquickende Vergnügen sie genährt. Dein schönes Mutterland Savoyen ist grausam gegen seine Eöhne. — Auch an deiner Wiege stand die Armuth und trieb dich, kaum erwachsen, hinaus in die Fremde, dir das Brod zu suchen, das die farge Heimath ihren Kindern verweigert.

Dennoch beneidest du in den fremden Städten nicht die Knaben deines Alters, die mit ihren Büchern unter dem Arm aus der Schule kommend, bei dir stehen bleiben, um sich an den drohenden Geberden deines Affen zu belustigen. Du kennst den Zwang nicht, der die Jugend der gebildeten Welt auf das Pro- trusterbett der Schulbank schnallt, um Länder und Völker ken- nen zu lernen. Du lernst wandernd die Geographie Europas, und die Menschheit aller Culturfluren geht, reitet, fährt bei dir vorüber, wenn du an der Mauer der Rathhäuser und Paläste oder an den Brunnen der Marktplätze Halt machst, um deines langarmigen Gefährten Künste zu zeigen und die Spende der Schaulustigen zu empfangen.

Du willst aus diesen Spenden dir einen kleinen Schatz sammeln, damit zurückkehren in dein Bergland und auf sei- nem harten Boden dir ein bescheidenes Heim gründen. Als vollwangiger Knabe zogst du aus, als Mann vielleicht, mit for-

Im Gras auprès de moi.  
Als auf la belle rivière  
Die kalte glace zerfloß,  
Da ging ich. — Komm ich wieder,  
Ist ma petite schon groß.  
Kommt, beaux messieurs, schön' Frauen,  
Gebt Sous in großer Zahl,  
Daß Jaques ein Haus kann bauen  
In schön Chamounythal.

[802]

M. H.

### Die Toilette einer Römerin.

Es ist, namentlich was die Puffsucht und die Toiletten- künste der Frauen anbetrifft, eine sehr verbreitete Gewohnheit, die Einfachheit der „guten alten Zeit“ zu loben und da- gegen als schreienden Gegen- satz den Luxus unserer Tage hinzustellen. Kehren wir zur genaueren Untersuchung die- ser Thatsache doch einmal nicht zur alten, sondern so- gar zur ältesten Zeit zurück und begeben wir uns — zwar nicht in das Paradies zur Stammutter Eva, — son- dern um einige Jahrtausende später, in das Toilettenzim- mer einer Römerin.

Mit dem Augenblicke, wo eine vornehme Römerin das Bett verließ, und dies geschah zu keiner sehr frühen Tagesstunde, etwa um 10 oder 11 Uhr Vormittags, be- gann das wichtige Geschäft, für die Erhaltung und Ver- mehrung ihrer Schönheit zu sorgen. Ihre Sklavinnen bereiteten ein Bad, trugen sie dahin und rieben sie mit Bimsstein. War dieser Act vorüber, so begannen die Dienste der Kosmeten, Scla- ven, welche ganz besondere Geheimmittel zur Verschöne- rung der Haut besaßen. Zu diesen Mitteln gehörte be- sonders ein erweichender Um- schlag, der auf das Gesicht gelegt wurde und dort stundenlang liegen blieb. Häufig wurde auch diese Larve des Abends wieder vorgenom- men und während der gan- zen Nacht getragen, um das Gesicht vor jeder Berührung der Luft zu schützen. Bei der Toilettenabnahme eine der Scla- vinnen ihrer Herrin den Um- schlag ab und wusch ihr das Gesicht mit einem in Efel- milch getauchten Schwamm, während eine andere die Haut sanft rieb, um ihr die möglichste Frische zu verlei- hen. Plinius erzählt, man habe zu diesen Reibungen die Asche von Schnecken oder große, in Salz zerquetschte Ameisen gebraucht, eben so beliebt waren Honig, Hü- lnerfett mit Zwiebeln ver- mischt, am geschätztesten aber das Schwanenfett, welchem die Zauberkräft inwohnen sollte, die störenden Muzeln vertreiben zu können. Die rötlichen Flecken der Haut wurden mit einem in Rosen- öl getauchten Stück Wollen- zeug gerieben; gegen Leber- flecken und Sommersprossen zog man zu Felde, indem man Honig mit ganz fein ge- schabter Hammelhaut ver- mischte, dem man auch zu- weilen noch etwas Weib- rauchpulver zusetzte. Einer anderen Sclavin lag das Geschäft ob, mit einer klei- nen Zange alle Härchen zu entfernen, welche sich etwa naseweis an unrichtigen Stel- len hervorzudrängen wagten.

Eine nicht geringere Aufmerksamkeit als der Haut, wurde den Zähnen zu Theil. Man rieb sie mit Marmorstaub oder Bims- stein, wie denn sowol künst- liche Zähne, als Zahnbürsten der Römerinnen keineswegs unbekannt waren. Die Lippen wurden, damit sie nicht aufsprängen oder, um, wenn dies bereits geschehen, diese Störung schnell wieder zu beseitigen, mit einem Stück umgekehrter Schafhaut gerieben, die man zuvor in Pufföl getaucht hatte, oder in Asche aus verbrannten Mäusen mit Fenchelwurzel gemischt. Hierauf belegte man die Lippen außerdem noch mit Rosenpomade. Das Färben der Augenwimpern, Augen und Haare war ein Geschäft, welches von ganz besonders dazu angestellten Sklavinnen verrichtet wurde, die meistens aus Griechenland stammten und sich eines ganz besonderen Rufes der Geschicklichkeit in diesem Fache erfreuten.

Die Spiegel, welche den römischen Damen von den Scla- vinnen vorgehalten wurden, waren aus edlen Metallen, meist aus Gold, auf's sorgfältigste polirt, mit edlen Steinen einge- faßt und mit einem Griff von Perlmutter versehen. Man gebe heutzutage in das Toilettenzimmer der puffs- und gefallsüchtig- sten Dame und man wird sicher nicht den zehnten Theil der Künste aufgefunden finden, die eine Römerin von Stande als unerläßlich zum guten Ton gehörig erachtete. [805] r...



Der Savoyardenknabe.

gengesurchter Stirn kehrt du zurück; die Deinen kennen dich dann kaum mehr — wer weiß, ob du den Vater, die Mutter noch lebend findest, die jetzt beide . . . doch hören wir das Lied, das du singst, um die Vorübergehenden zu locken:

Wir sind Geschwister viele  
Ma mère est bonne femme.  
George zeigt sein' Mummelthiere  
In Haag und Amsterdam.  
Mon père führt über Alpen  
Den fremden voyageur.  
Eugène ist sieben Jahre  
Soldat de l'empereur.  
Kommt, beaux messieurs, schön' Frauen,  
Gebt Sous viel große Zahl,  
Daß Jaques ein Haus kann bauen  
In schön Chamounythal.  
Als ich sah die Oliven  
Blühen pour la dernière fois,  
Sah ma petite soeur Jeannette

### Ein Blick auf den Mond.

Der Mond, dieser getreue Satellit unserer Erde, wird von uns Allen gewissermaßen als ein alter Bekannter betrachtet, den wir als Kinder als das große Nachtlicht des guten Gottes begrüßt, mit dem wir in den Tagen der Jugend- und Frühlingszeit des Lebens so wunderbar geschwärmt, den wir zum stillverschwiegenen Zeugen unserer Freuden, wie unserer Thränen gemacht, der selbst in den Jahren, wo Poesie und Phantasie der Prosa des Alltagslebens gewichen, mit seinem silbernen Schein längst entschlafene Gefühle wieder aus ihren Gräbern hervorzuzaubern vermag. Im Scheine des Mondes werden sympathetische Kuren vorgenommen, der Mond spielt keine unwesentliche Rolle bei allen Witterungsprophezeiungen, mit einem Worte, er ist ein unentbehrlicher Geselle. Trotzdem geht es Vielen mit dem Monde, wie mit manchem alten Bekannten, den man so lange kennt, daß man gar nicht daran denkt, nach Eigenthümlichkeiten zu forschen, oder besser, den Grund von Eigenthümlichkeiten erfahren zu wollen, die man bei neueren Erscheinungen nicht so unbeachtet ließe. Auch unter unseren Lesern giebt es sicher viele, welche weder Gelegenheit hatten, den Mond durch Fernröhre zu betrachten, noch etwas Näheres über die vermittelst derselben gemachten Entdeckungen zu hören. Wir hoffen durch die nachstehenden Abbildungen und die dazu gehörigen kurzen Erläuterungen diesem Mangel wenigstens einigermaßen



1. Die Sichel des Mondes.

Teleskop bewaffneten Auge zeigt, so giebt uns Abbildung Nr. 1 ein Bild der Sichel. Merkwürdigerweise treten die Unebenheiten des Mondes am schärfsten hervor, wenn man ihn zu einer Zeit betrachtet, wo er sichelförmig erscheint. Der innere Rand zeigt sich alsdann unregelmäßig ausgezackt, und man sieht selbst innerhalb der noch ganz dunklen Theile desselben in der Nähe der schon erleuchteten Stellen isolirt liegende helle Punkte, offenbar Bergspitzen, die von der Sonne beschienen werden, während die umliegende flache Gegend noch ganz in Schatten gehüllt ist.

Nicht minder interessant und weit grandioser ist die mit Abbildung Nr. 4 veranschaulichte Ansicht der vollen Mondscheibe, auf welcher sich Berge und Ebenen in wunderbarer Klarheit erheben, so wie der mit Nr. 2 dargestellte bedeutend vergrößerte einzelne Theil der Mondoberfläche, welcher die in diesem Districte belegenen Höhen und Tiefen dem Auge des Forschers so scharf hervortreten läßt, daß es demselben nicht zu verdenken wäre, wenn ihn in einem Augenblicke tiefster Versunkenheit der Gedanke beschliche, als wären diese Gegenden nicht durch eine unerreichbare Kluft von ihm getrennt, als könne er sie, den Raum durchfliegend, wirklich erreichen und mit unbewaffneten Augen schauen.

Unter den Gebirgen des Mondes ist Tycho das höchste und auch im Umfange bedeutendste, von etwas geringerer Ausdehnung ist Copernicus, dessen höchste Spitze ungefähr 11000 Fuß

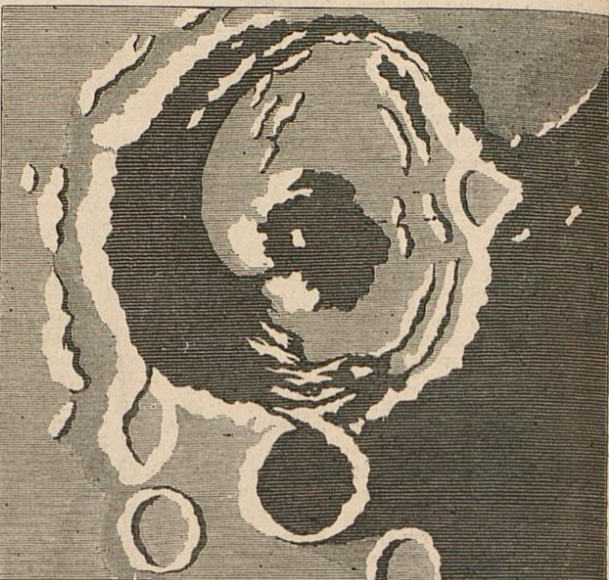


2. Theil der Mondoberfläche.

abhehlen, und auf diese Weise dem alten Bekannten ein neues Interesse gewinnen zu können. Während die Sonne 20 Millionen von der Erde entfernt ist, beträgt die Entfernung des Mondes, der ebenfalls sein Licht von der Sonne empfängt, nur ungefähr 51535 Meilen, so daß er, obgleich viel, viel kleiner als die Sonne, unserm Auge doch von gleicher Größe wie dieser erscheint. Diese im Verhältniß zu andern Himmelskörpern sehr nahe Nachbarschaft des Mondes mit unserm Planeten ist denn auch die Ursache geworden, daß seine Oberfläche mit Hilfe zweckentsprechender Instrumente mit großer Sorgfalt durchforscht ist, daß man eigene Mondarten gezeichnet, und darauf die vorspringenden

hoch ist. Zu einem ganz besonders sorgfältigen Studium ist jedoch von den Astronomen das Mondgebirge Cassendi gemacht, welches wir deshalb auch mit Abbildung Nr. 3 darstellen. Der Umfang desselben beträgt ungefähr 2000 Meilen, die bedeutende Reihe von Kratern variiert von 3500 bis zu 5000 Fuß, am seltensten ist aber der in der Mitte des Gebirges belegene höchst wunderbar geformte Berg, der acht Spitzen in die Höhe streckt.

Um auch von den Ebenen, die bisher den Forschern nur ein geringes Resultat geliefert, eine Anschauung zu geben, zeigt Abbildung Nr. 5 das mare serenitatis, durch ein gutes Teleskop gesehen. Hoffen wir, daß die Wissenschaft auch vor diesem Hinderniß nicht stehen bleiben, sondern dasselbe überwindend neue überraschende Bilder vor unsern Blicken ausrollen wird. Vermehrt doch jedes erweiterte Ghrfürcht und Anbetung vor Ihm, der alle diese Welten bereitet, ihnen ihre Bahnen angewiesen, sie in seiner Allweisheit und Allmacht lenkt und erhält.



3. Das Mondgebirge Cassendi.

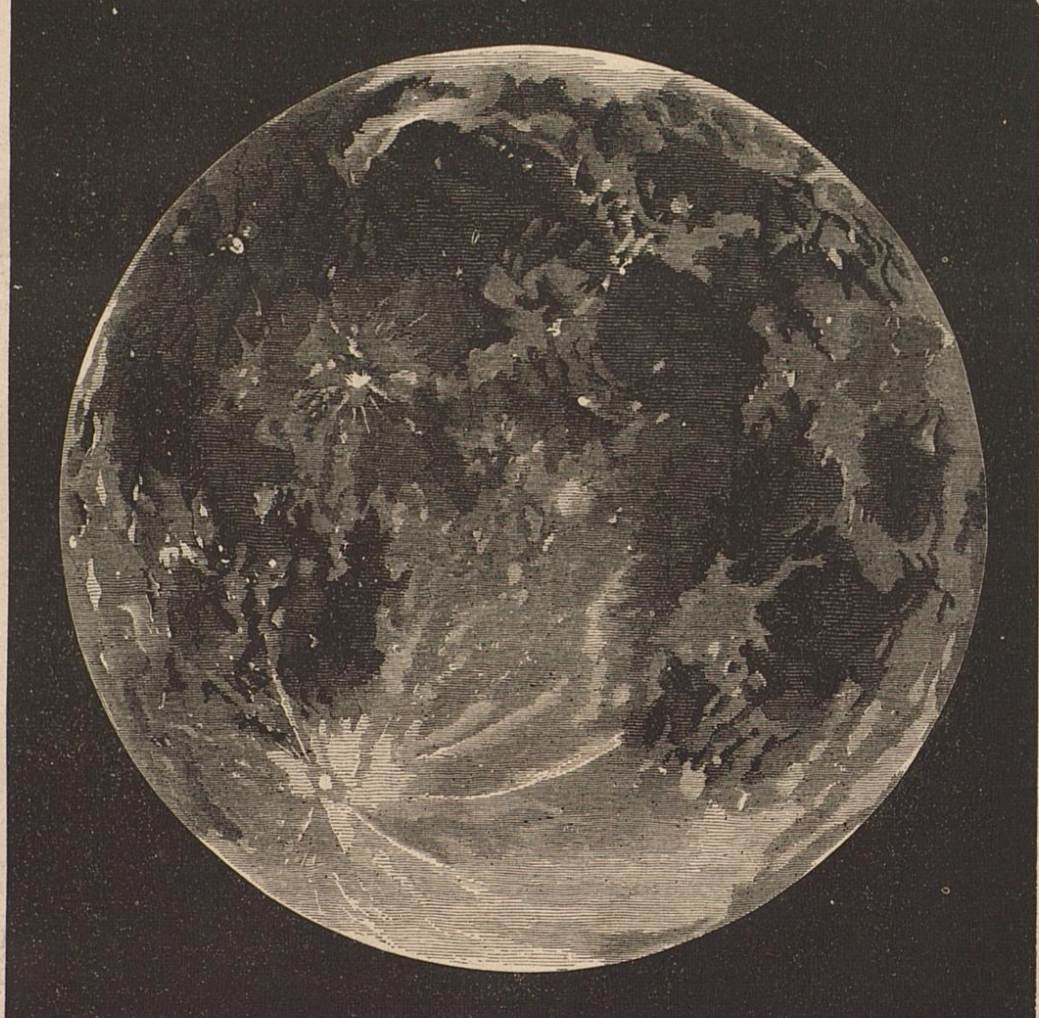
Punkte als Gebirge, Flüsse und Seen namentlich aufgeführt hat. — Unsere Kenntniß der Mondoberfläche beschränkt sich indes auf eine Halbfugel derselben, da der Mond neben der Bewegung um unsere Erde und mit derselben um die Sonne, noch eine dritte Bewegung um seine eigene Achse hat, uns mithin immer dieselbe Seite zuzukehren muß. Die Umlaufzeit des Mondes um unsere Erde währt 27 Tage 8 Stunden und da während dieser Zeit auch die Erde auf ihrer Bahn um die Sonne vorgerückt ist, so kann man 29 1/2 Tag als die Zeit annehmen, während welcher die Veränderungen eintreten, die wir unter dem Namen der Mondphasen, als Neumond, erstes Viertel, Vollmond und letztes Viertel kennen. Diese Veränderungen sind natürlich nur scheinbar, indem stets die volle Halbfugel des Mondes von der Sonne beleuchtet ist, uns jedoch nur insofern sichtbar wird, als dies auf der fortschreitenden Bahn des Mondes vermöge der Stellung der Erde zwischen Sonne und Mond möglich ist. Haben wir nämlich Neumond, so ist die erleuchtete Seite fast gänzlich von uns weggewendet, während im Gegentheil beim Vollmond die Erde zwischen Sonne und Mond steht und auf diese Weise das volle Mondeslicht empfängt.

Schon mit bloßen Augen erblickt man auf der Oberfläche des Mondes hellere und dunklere Punkte. Weit deutlicher treten dieselben hervor, nehmen Form und Gestalt an, wenn man sie mit Hilfe eines guten Teleskopes betrachtet. Felsen, Berge, Vulcanen und Ebenen breiten sich vor dem erstaunten Auge aus und sind in ihren eigenthümlichen Gestaltungen so genau zu erkennen, daß man sogar die einzelnen Mondgebirge eingetheilt und ihnen bestimmte Namen gegeben hat, wie z. B. Archimedes, Ptolemäus, Tycho, Copernicus, Kepler, Newton, Herschel, Cassendi u. s. w. Vermöge der durch Galilei angestellten Berechnungen, so wie durch die Beobachtungen des Schattens, eines sichern Maßstabes für Höhenmessungen, ist es gelungen, auch die einzelnen Mondberge zu messen und festzustellen, daß einige eine Höhe bis zu 24000 Fuß erreichen, mithin sich unsern Erdgebirgen dreist an die Seite stellen dürfen.

Einige der Mondgebirge bilden Ketten, aus denen sich einzelne Bergspitzen erheben, die Mehrzahl derselben besteht aber aus ringsförmigen Wällen, welche meist eine Ebene umschließen. In der Mitte einer solchen Fläche erhebt sich gewöhnlich ein Bergkegel, der jedoch nie die Höhe des Walles erreicht. Die mittelgroßen dieser Kreisbildungen von 2—10 Meilen Durchmesser werden mit dem Namen Ringgebirge bezeichnet, während man die größeren Wallebenen nennt. Die kleineren meist weit regelmäßigeren Bildungen dieser Art heißen Krater, ohne daß man jedoch mit Gewißheit behaupten könnte, daß sie wirklich die Krater ausgebrannter Vulcanen wären.

Einige Theile der Mondoberfläche sind in bedeutender Ausdehnung frei von Bergen, so daß man zu der Annahme gelangte, diese weit dunkler erscheinenden Stellen wären Seen oder Oceane, und ihnen dieser Ansicht entsprechende Namen beilegte. Neuere Astronomen bestreiten jedoch das Vorhandensein solcher Wassermassen, ja sie stellen überhaupt in Abrede, daß es Wasser auf dem Monde geben könne. Wie man nämlich durch gründliche Beobachtungen festgestelt, findet auf dem Monde durchaus kein allmählicher Uebergang aus Licht in Schatten statt, so daß die Bewohner desselben, falls solche vorhanden, unser trauliches Dämmerlicht entbehren müssen. Wo aber keine Dämmerung, da ist auch keine Atmosphäre und ohne diese wiederum kein Wasser vorhanden. Trotzdem es auf diese Weise so gut wie festgestellt, daß die früher als Meere bezeichneten dunklen Stellen keine Wasserflächen, sondern wahrscheinlich Ebenen sind, hat man doch die ihnen ursprünglich beigelegten Namen beibehalten, so daß sich auf den Mondarten ein mare nubium, mare humorum, mare imbrium, mare serenitatis, (das trübe Meer, das Feuchtigkeitsmeer, das Regenmeer, das heitere Meer) u. s. w. verzeichnet findet.

Gehen wir nun zur Beschreibung unser Abbildungen über, welche sämmtlich den Mond darstellen, wie er sich in seinen einzelnen Theilen dem mit einem guten



4. Ansicht der vollen Mondscheibe.



5. Das mare serenitatis.

den Brief zu überladen mit einem dichten Gitterwerk kreuzweis geschriebener Zeilen. Briefe unfrankirt abzusenden, gilt jetzt nicht mehr als anständig.

Jeder Brief, welchen Umfang und welche Bestimmung er auch habe, muß in einem Couvert versandt werden. Die großen quadratförmigen oder doch mindestens breiten Couverts sind den ganz schmalen entschieden vorzuziehen, weil letztere durch das nötige oftmalige Zusammenbrechen des Briefes das Lesen desselben erschweren. Die Anwendung von Mundlad zum Schließen der Briefe ist nur bei Geschäftsbriefen gestattet, Familienbriefe oder Zuschriften an nahe Freunde befördert man in den jetzt allbekannteren gummirten Couverts, welche am Rande befeuchtet werden und, fest angebrückt, den Brief genügend schließen. Alle einigermaßen ceremoniösen Briefe sind mit Siegellad zu schließen.

Man nehme zu Briefen nicht Papier mit zierlichen Rändern und bunten Bignetten; Anfangsbuchstaben des Namens oder Wappens sind der einzige Schmuck, den das Briefpapier haben darf.

Im Briefe selbst, wenn darin die Worte Herr, Frau, Fräulein, Madame zc. in anredender Weise vorkommen, vermeide man, diese Worte abzukürzen, z. B. in Hr., Fr., Fr., Mad., weil es zu der Vermuthung führen könnte, als schäze man die angesprochenen Personen nicht einmal hoch genug, um sich die Mühe zu geben, jene Benennungen vollständig auszusprechen.

Das ist scheinbar freilich nur Kleinigkeit, doch kann man kaum zu höflich sein in Beobachtung solcher Formen, namentlich auch bei dem Schluß der Briefe gebräuchlichen Ausdrücke, welche bekanntlich stets etwas Uebertriebenes haben,

### Die Höflichkeitsformen der Gesellschaft.

Von Emmeline Raymond.  
Höflichkeit ist die Tochter der Civilisation, bestimmt, die Güte zu zeigen wo sie ist, und zu ersehen wo sie nicht ist.

VI.  
Correspondenz. — Handschrift. — Ueber einige Formalitäten. — Anzeigende Briefe.

Es ist nicht zu verlangen, daß Jeder schön schreibe, doch wer beim hastigen Schreiben eines Briefes sich nicht die Zeit nimmt, den Punkt über das i, den Haken über das u zu setzen, an gehöriger Stelle die Sätze durch Komma, Punkt u. dgl. zu markiren, der ist entweder egoistisch oder beschränkt.

Wenn mir entgegnet würde, daß gewisse anerkannt große, bedeutende Männer eine abscheuliche Handschrift gehabt, so antworte ich, daß diese Beispiele meine Behauptung nur bestätigen. Diese anerkannt großen Männer waren ebenso anerkannt große Egoisten, die sich eben nicht die Mühe geben mochten, leserlich zu schreiben, sondern ihre Schriftzeichen hinschleuderten, unbekümmert, wie schwer die Entzifferung für Andere sei.

Einfachheit ist Hauptbedingung einer guten Handschrift, auch ist die einfache, von Schnörkeln freie Schrift in der guten Gesellschaft jetzt allgemein üblich.

Es ist anstandsgemäß, zu einem Briefe einen vollkommen reinen, doppelten Besen (kein durchgeschchnittenes Blatt) zu nehmen, doch nicht so feines Papier, daß das Durchschimmern der Buchstaben die Klarheit derselben beeinträchtigt.

Aus gleicher Ursache vermeide man, den Brief zu überladen mit einem dichten Gitterwerk kreuzweis geschriebener Zeilen.

Briefe unfrankirt abzusenden, gilt jetzt nicht mehr als anständig. Jeder Brief, welchen Umfang und welche Bestimmung er auch habe, muß in einem Couvert versandt werden. Die großen quadratförmigen oder doch mindestens breiten Couverts sind den ganz schmalen entschieden vorzuziehen, weil letztere durch das nötige oftmalige Zusammenbrechen des Briefes das Lesen desselben erschweren. Die Anwendung von Mundlad zum Schließen der Briefe ist nur bei Geschäftsbriefen gestattet, Familienbriefe oder Zuschriften an nahe Freunde befördert man in den jetzt allbekannteren gummirten Couverts, welche am Rande befeuchtet werden und, fest angebrückt, den Brief genügend schließen. Alle einigermaßen ceremoniösen Briefe sind mit Siegellad zu schließen.

Man nehme zu Briefen nicht Papier mit zierlichen Rändern und bunten Bignetten; Anfangsbuchstaben des Namens oder Wappens sind der einzige Schmuck, den das Briefpapier haben darf.

Im Briefe selbst, wenn darin die Worte Herr, Frau, Fräulein, Madame zc. in anredender Weise vorkommen, vermeide man, diese Worte abzukürzen, z. B. in Hr., Fr., Fr., Mad., weil es zu der Vermuthung führen könnte, als schäze man die angesprochenen Personen nicht einmal hoch genug, um sich die Mühe zu geben, jene Benennungen vollständig auszusprechen.

Das ist scheinbar freilich nur Kleinigkeit, doch kann man kaum zu höflich sein in Beobachtung solcher Formen, namentlich auch bei dem Schluß der Briefe gebräuchlichen Ausdrücke, welche bekanntlich stets etwas Uebertriebenes haben,

trogdem aber nur aus sehr wichtigen Gründen oder in Absicht einer Beleidigung unterlassen werden.

Wenn ein Herr, gleichviel ob alt oder jung, an eine Dame schreibt, so darf in der Schlussformel das Wort Hochachtung nicht fehlen, das Gleiche gilt für einen Brief an einen älteren Herrn oder an einen Vorgesetzten; an Gleichstehende oder Geringere sendet man Empfehlung oder Gruß.

In Briefen jüngerer Frauen an ältere Frauen, d. h. an solche, die sich offen zum Alter bekennen, mögen die vorerwähnten respectvollen Formen ebenfalls Anwendung finden. Frauen dagegen, die sich noch nicht als alt angesehen wissen wollen und auf die Vorrechte des Alters noch keinen Anspruch machen, könnten sich beleidigt fühlen, wenn ihnen mit gar zu viel Ehrerbietung begegnet würde von einer andern Frau, da unter Personen gleichen Geschlechts nur der Würde des Alters in jener Weise gehuldigt wird. In diesem besonderen Fall wäre also die jüngere Frau höflicher, wenn sie gegen die ältere, die aber noch keine alte Frau sein will, einen Ton der Gleichheit annähme, als wenn sie dieselbe mit zu respectvoller Formlichkeit behandelte.

Die früher in und auf deutschen Briefen üblichen fremden Worte Monsieur, Madame, Mademoiselle, sind den entsprechenden deutschen Worten gewichen — Herr, Frau, Fräulein. Natürlichere Weise sind die Titel der Personen, an welche man schreibt, auf der Briefadresse zu berücksichtigen, sowohl Geburtsort als amtliche. Dem Herrn Grafen N. N., Herrn Regierungsrath N. N., Frau Gräfin N. N. &c. Ob man auf den Brief an die Frau eines Rathes, eines Doctors, eines Professors schreiben will: Frau Käthin oder Frau Rath, Frau Dr. oder Frau Doctorin, Frau Professor oder Frau Professorin, muß dem Ermessen des Correspondenten überlassen bleiben, weil diese Frage vom Standpunkt der Richtigkeit aus schwer zu entscheiden, der Titel aber gleichwol nicht wegzulassen ist, da es in Deutschland einmal Sitte, die Frau in dieser Weise an der Würde des Mannes Theil nehmen zu lassen. Das Weglassen des Titels könnte als Unhöflichkeit, in manchen Fällen als Mißgunst gedeutet werden.

Im Allgemeinen ist jetzt auf deutschen Brief-Adressen ein Streben nach Einfachheit bemerkbar, welches sich namentlich zeigt in der Weglassung des früher ganz unvermeidlichen „Wohlgeboren, Hochwohlgeboren“ &c.

Das Lösagen von jenen alten nichtsagenden Formen ist warm zu empfehlen und deren Beibehaltung nur zu rechtfertigen bei Briefen an ältere Personen, die noch an den Gebräuchen früherer Zeit hängen.

Wer an eine hochgestellte Person in formeller Weise zu schreiben hat, wird zweckmäßig handeln, wenn er sich an geeigneter Stelle erkundigt, welche Ausdrücke in diesem besonderen Fall üblich, und in welcher Weise der formelle Theil der Anrede abzufassen ist.

Wenn in einer Familie ein wichtiges Ereigniß (Heirath, Geburt, Todesfall) vorgekommen, so ist es Sitte, die Bekannten davon zu unterrichten, zu welchem Zweck man sich der lithographirten Anzeigebriefe bedient.

Anzeigen einer Heirath werden stets in doppelten Exemplaren versandt, selbst wenn die Person, an welche sie gerichtet sind, nur eine der beteiligten Familien kennt. Die eine Anzeige wird nämlich von den Eltern der Braut, die andere von den Eltern des Bräutigams gesandt; ist die eine der beiden Familien dem Adressaten unbekannt, so kommt deren Brief als Einlage in den andern Brief, so daß dem Empfänger zuerst die bekannten Namen ins Auge fallen. Hochzeits-Einladungen müssen einige Tage vor der Feier abgeschickt, bloße Anzeigen der ehelichen Verbindung können sogar erst nach Vollziehung derselben erpedirt werden.

Geburtsanzeigen geschehen nur von Seiten des Vaters und Waters, Todesanzeigen im Namen aller Familienglieder, und zwar stehen in der Reihe derselben stets die Eltern, wo diese noch leben, oben an.

Es ist nicht unsere Aufgabe, die herrschenden Gebräuche zu reformiren, doch können wir bei dieser Gelegenheit uns der Bemerkung nicht enthalten, daß es kleinlich ist, eine traurige Veranlassung solcher Art zu einem Act der Eitelkeit auszubenten und z. B. bei der Todesanzeige eines Vaters alle Titel und Würden der nächsten und fernsten Verwandten aufzuführen.

Das Zartgefühl wird der beste Rathgeber sein, in solchem Fall alle Ostentation zu meiden, ohne in das Exrem erheuchelter Demuth zu gerathen. Daß falsche Titel und angemessene Würden keine Stelle finden, ist natürlich — in eine Todesanzeige darf falscher Flitter nicht dringen. — Die vor vielleicht dreißig Jahren herrschende Abels- und Rangsucht, die unter dem Vorwand eines schriftstellerischen Pseudonym sich einen hochklingenden Namen, ein Pariserisches beilegte, ist jetzt ziemlich aus der Mode; dieser Gebrauch ging, wie mancher andre, am Mißbrauch zu Grunde und es ist heutigen Tages ehrenvoller, keinen eigenen Namen zu tragen, sei er noch so bürgerlich, als sich ein Adelszeichen beizulegen, zu dem die Berechtigung fehlt.

Um Irrthümer zu vermeiden, die aus zufälliger Ähnlichkeit der Namen entstehen können, ist die Anführung der Titel des Verstorbenen und des nächsten Hinterbliebenen zu rechtfertigen, namentlich entfernteren Bekannten gegenüber, in den Anzeigebriefen an Verwandte aber alle Titel buchstäblich zu unterschreiben, ist völlig überflüssig, um nicht zu sagen unpassend.

Kennt man die Personen, von denen man einen Anzeigebrief erhält, nicht näher, so beantwortet man die Mittheilung durch Zufügung einer Visitenkarte; durch einen Brief nur dann, wenn man zu der Familie in freundschaftlichen Beziehungen steht, und geschah die Meldung von Seiten eines Herrn an eine Dame, so bedarf es auch der Sendung einer Karte nicht.

Fordern die Verhältnisse eine briefliche Beantwortung der Anzeige, so begnüge man sich (angewonnen bei einem Trauerfall) mit dem einfachen ungeschmückten Ausdruck der Theilnahme. Wortgepränge klingt nach Affectation. Den, der nur wenig betrübt ist, wird es verletzen, weil die übertriebenen Trauerformeln mit seiner eigenen Laubeit contrastiren, noch mehr aber wird es die wahrhaft Betrübenen verwunden, denn jedes wahre Gefühl ist scharfsichtig und erkennt leicht unter den hyperbolischen Schmerzsprachen die Herzensdürrer, welche sich mit der Farbe der Lebertreibung schminken zu müssen glauben. Man schreibe kurz und erwähne keinen Gegenstand, welcher dem eigentlichen Zweck des Briefes fern liegt, weil es unzeitig, ja grausam wäre, Jemanden, der ganz kürzlich von einem großen Leid betroffen wurde, an den ungestörten Fortgang des Lebens, an die Interessen und Freuden der Welt zu erinnern.

Beim schriftlichen Ausdruck muß man noch scrupulöser sein, als es im persönlichen Verkehr nöthig, denn dem geschriebenen Wort fehlen die Befähigungsmittel, welche im Ton, in der Verkettung des Gesprächs liegen; das geschriebene Wort bleibt stehen als unveränderter Ausdruck des Gedankens, welcher hervorrief, und war dieser Gedanke ein selbstthätiger,

enthielt er einen Tadel, eine unzarte Bemerkung, so dauert die von jenen Zeiten ausgehende Verletzung so lange, als diese selbst existiren, ja die Erinnerung daran überlebt noch ihre Dauer.

Hat man einer vielbeschäftigten Person schriftliche Mittheilungen zu machen, so gehe es möglichst kurz, denn in solchem Fall ist Kürze ein Zeichen guter Lebensart. Weitläufiges Auseinanderlegen und gemüthlich breites Sichgehenlassen gehören in freundschaftliche Briefe, nur in solche, und wer einen oberflächlich Bekannten mit den kleinen Vorgängen des häuslichen Lebens unterhalten will, beweist seine Einfalt oder seinen Mangel an Menschenkenntniß.

(Fortsetzung folgt.)

### Modebericht.

Die Fenster der Ballsäle sind weit geöffnet und Frühlingsluft streift durch die Räume, wo vor kurzem noch die geschmiedeten Erdentöchter manch glanzvolle Nacht hindurch in heißer Treibhausluft blühten und glühten. Die lustigen bunten und weißen Gewänder, welche das glatte Parquet des Saales legten, sind verstreut, zertrümmert, vergessen; wenn es hoch kommt, vielleicht in ihren Nesten aufbewahrt von einigen dankbaren Gemüthern zur Erinnerung an schöne Stunden, wie man einen weissen Strauß verwahrt, denn das Ballkleid einer gefuchten Tänzerin verliert sich nicht unversehrt den Platz wo es glänzte. So wenig nach heißem Kampf ein sieghaftes Kriegsheer seine Fahne ohne Miße und Flecken heimbringt, so wenig kann eine gefeierte Ball-Schönheit ihre Robe vor Rißen, Flecken und Quetschungen bewahren, doch wie der Krieger die durchlöcherterte Fahne, so zeigt die gefeierte Tänzerin ihr schiffmirtes Ballkleid — mit Stoß. Nur Fahnen, die nie den Feind sahen, und Ballkleider, die nie die Hand eines Tänzers berührte, bleiben unversehrt.

Doch der Winter ist vorüber, die Winterkleider fangen an unzuverlässig zu werden, und die Interessenten der Modewarten und muthmaßen, welche Veränderungen die kommende Saison im Bereich der Toilette vornehmen könne.

Was die Conservativen dagegen auch sagen mögen, die Menschennatur freut sich der Veränderung, und warum sollte sie nicht? Noch haben wir das Etwas auf dieser Welt nicht gefunden, das vollkommen schön und gut allen Forderungen entsprechend, folglich allgemein befriedigend wäre; wohloder übel schleppen wir uns mit mangelhaften, schlechten, unzuverlässigen Einrichtungen, Kleidern und Geräthen eine Weile herum, weil wir leben, daß Andre es auch thun, und — weil wir auf Veränderung, d. h. auf Verbesserung hoffen.

Wir müssen betonen, daß in einer Branche der Damentoilette auch wir zu den Hoffenden gehörten, doch unsere Hoffnung scheint wie die meisten irdischen Hoffnungen, nur theilweise in Erfüllung gehen zu wollen.

Die hohen Schirme der Puthüte nämlich löst uns, und gewiß nicht uns allein, den lebhaften Wunsch ein, daß die überflüssige Höhe unter der Scheere der Modisten fallen möge, wie die trocknen unfruchtbaren Reiser unter der Scheere des Gärtners, der die Gesträuche zum Empfang des Frühlings säubert und putzt.

Was wir von neuen Frühjahrs-hüten in Krepp und Tüll sehen, giebt unsern Wünschen wie gesagt, nicht völlig bejahenden Bescheid, doch begegnet bei einigen das Auge dem sichtsüchtigen Streben, die aussehende Linie des Schirmes etwas abwärts zu neigen, oder durch eine Wiegung à la Marie Stuart dessen himmelstürzenden Character zu mildern. Indes nicht alle Modisten lassen sich jetzt schon zu einer Aenderung herab, und absehend von der Unschönheit der Hutform an sich, muß man die Kunst bewundern, mit welcher die Kluft zwischen dem Hutschirme und dem Scheitel der Damen ausgefüllt ist, in einer Weise, daß man dieselbe kaum abnt, ja sogar noch gefesselt wird durch die anmuthigen Gruppen von Federn, Blumen, Spitzen, Schleifen, Schmetterlingen und Bienen. Ja, der flatterhafte Falter und die emsige Biene mußten, ihre Natur verlängert, nicht nur manche Ballnacht hindurch an einer Blume haften, sondern gar eine ganze Saison lang auf dem Gipfel eines Damenhutes gefesselt schmachten, und die Mode scheint nicht gesonnen, ihre geselligen Gesangenen in nächster Saison schon gänzlich zu entlassen.

Zur Gemüthung derer, welche sich mit der Form der Puthüte nicht befremden können, sei hier wiederholt gesagt, daß runde Hüte in den verschiedensten Formen von den Fabrikanten für die kommende Saison vorbereitet sind.

Die Abbildungen neuer Hüte in unserer nächsten Nummer werden über Form und Garnitur die beste Auskunft geben, auch machen wir die Leserinnen in Voraus auf den Schnitt eines modernen Schleiers aufmerksam, welcher auf einem der nächsten Supplemente zu finden sein wird. Die runde Form ist nämlich nicht mehr die allein den Schleiern gestattete, obgleich deren Kleinheit sich nicht verminderte, sondern im Gegentheil so zunahm, daß das Gesicht nur nothdürftig und glatt bedeckt erscheint, der moderne Schleier seinen Namen: „masque“ also vollkommen rechtfertigt.

In Uebereinstimmung mit den runden Toque-artigen Hüten steht der cavaliermäßige Character der Damentoilette, welcher mit dem Vorwärtigen der Jahreszeit sich immer entschiedener bemerklich machen wird. Halb und ganz anliegende Casaque werden zur Straßentoilette mit den Burnus wetteifern, Jacken und Westen die im Hause bevorzugte Tracht bleiben.

Den Ueberziehern vom Stoff der Robe wird auch in nächster Saison der Vorzug gegeben, und zwar unter denselben eine graziose Nouveauté sich bemerkbar machen — Pelisse Marie Antoinette, die sich zur Ausführung in Taffet, Popeline und andern wollenen und seidnen Kleidern eignet.

Diese Pelisse, deren Schnitt wir unsern Leserinnen nächstens mittheilen werden, ist hinten etwas länger als vorn, unten weit auseinander tretend und auf der Brust durch eine Bandschleife zusammengehalten; sie hat einen halbhohen Ausschnitt, halbweite Ärmel und ringsum einen Nischenbesatz à la visille.

Propheetische Geister wollen behaupten, die Damentoilette sei auf dem Wege, von der blühenden, schwellenden Ueppigkeit des Zeitalters Louis XV. zu der schlanken Knappheit des ersten Kaiserreichs überzugehen, und begründen diese Behauptung zuvörderst durch die stets mehr an Umfang verlierende Crinoline. — Ob jene Propheetung Wahrheit werde oder nicht — thatsächlich ist, daß die Crinoline an den Hüften eng, vorn

glatt und nur nach hinten geschweift getragen wird, um die nöthige Stütze zu geben der Stoffmasse, welche als lange Schleppe den eleganten Ueberflus der modernen Damenrobe bildet.

Die Röhre der Kleider werden jetzt, wie die Unterröcke, stets oben enger geschnitten als unten, indem man wie bei den Hemden jede Bahn des Stoffes zu beiden Seiten abschragt, die vorderen und hinteren Bahnen nur wenig, die an den Seiten mehr. — Vorn muß der Rock kaum den Boden berühren und allmählig nach hinten sich verlängern, mindestens um 10 Cent., an geschmückteren Kleidern um 15, 20—30 Cent., nicht zu gedenken der pomphaften Ueberreibung, welche die Robe eine Elle, ja ein Meter lang nachschleppen läßt.

Die Röhre der Hauskleider werden nur unten am Rande garnirt. Volants gelten jetzt allein kaum mehr als Schmuck, sondern verlangen noch ihren besondern Schmuck, und werden also entweder mit schmalem Bande besetzt, oder mit Nischen, mit schmalen gezackten Borten u. dgl. aufgenäht. Die in breite Falten gelegten Volants erhalten als Garnitur ausgelegene Figuren von Sammet, Cashmir oder Seidenstoff, vorausgesetzt, daß der Stoff des Kleides die Wahl dieser Garnitur rechtfertigt. Kreuze und Doppelkreuze, auf die Spitze gestellte Carreaux (Losanges) sind für jenen Zweck die gebräuchlichsten Figuren, werden halb auf den Rock, halb auf die Falte des Volant gesetzt, und wiederholen sich in kleinem Maßstab an Taille und Ärmeln. Sind diese Figuren von Sammet oder Seide, so ist es der Eleganz angemessen, sie mit schmalen schwarzen Spitzen zu umgeben.

Eine sehr graziose Garnitur ist folgende: Man schneidet den Rock unten zackig aus, umgiebt die Jacken mit einem Passepoil und bringt darunter einen in Falten gelegten Volant an, dessen sächerartiges Ausbreiten der Robe einen höchst gefälligen Abschluß giebt.

Die Tailen werden vorzugsweise glatt getragen; einige namhafte Pariser Tailleurs haben Tailen mit langem Schoß eingeführt, der bald in 7—9 Theile gespalten, bald in Spitzen ausgeschnitten, bald mit drei tiefen Falten an jeder Seite, immer aber nach hinten verlängert erscheint. Die Ärmel sind eng, oben epauletartig und unten am Rande garnirt.

Frazen von Seide und Chenille, Grelots und andere Passanterien bleiben die modischen Garnituren.

Blätter und Palmen von schwarzer Guipürespitze, von den Modisten in beliebige Stellung und Gruppierung gebracht, sind gleichfalls beliebte Verzierung, namentlich seidener Roben, ja man fertigt für die kommende Saison sogar Tassetoben, mit schwarzer Gorbommetseide in Spitzenmustern gestickt.

Da der Jup on auf der Straße noch des Vorrangs gegen den Rock des Kleides sich rühmen darf, so ist dessen Garnitur eine nicht unwichtige Toilettenfrage. Gegenwärtig gilt es als elegant, den Jup on mit mehreren schmalen Volants desselben Stoffes zu garniren, diese mit Kopf anzunähen und oben und unten mit schmalem schwarzen Sammetband oder schwarz-wollener Borte zu besetzen. Auch Zwischenfag von schwarzer Wollenspitze und Cashmirstreifen mit abstehender Stickerei in Plattstich oder Point russe sind beliebte Jup on-Garnituren.

Schöne neue Wollstoffe mit satinierten Mustern machen sich bereits bemerkbar in allen Farben, doch scheinen myrtengrün, pensée und leberbraun die herrschenden Farben werden oder vielmehr bleiben zu wollen, bis der Sommer hellere Nuancen und leichtere Stoffe fordert.

Weisse Leibchen von Nanoc werden vielfach in Anwendung kommen zu Röcken jeder Art und Farbe, doch sind diese Leibchen nicht wie früher in bauschende Falten zu reihen, sondern in platte Falten zu legen und mit einem Schnebengürtel oder schwarzen Nieder zu tragen, wie deren unsere Zeitung kürzlich zur Anschauung brachte. Selbstverständlich ist diese Tracht nur jugendlich schlanken Gestalten vortheilhaft; ältere, namentlich etwas corpulente Damen sehen darin lächerlich aus.

Die feine Lingerie hat keine bemerkliche Veränderung erfahren. Die schmalen Kragen aus dichtem Stoff, gestickt, mit oder ohne Spitzengarnitur, die engen Unterärmel mit breiten Stulpsmanschetten stehen noch in Gunst, und die eine Weile in den Hintergrund getretenen großen weißen Guipüretragen mit langen Ecken werden mit erneuter Vorliebe getragen und gesucht. Junge Mädchen tragen zu ausgeschnittenen Kleidern Fichus, Verthen, Schweizerinnen-Chemise u. dgl.

Als Coiffüre dauern die Reze fort, nur wird jetzt das garnirende Band vorn glatt gefestigt und am Ohr mit rascher Wendung auf die Höhe des Ohignons gelenkt, um dort ineinander geschlungen, mit flatternden Enden besetzt zu werden.

Die Häubchen für junge Frauen geben sich bei ihrer Analyse zwar nur als ein rundes oder vieredriges kleines Stückchen Spitzengrund, werden jedoch durch die geschickte Verschmelzung mit Krepp, Band, Nischen &c. zu einer Krone der Anmuth, welche einem hübschen Gesicht einen zauberhaft pikanten Reiz verleiht. Die Mode macht nicht selten Anleihen bei den Nationaltrachten; kürzlich that sie es zum Vortheil der Damenwelt mit der ländlichen Kopfbedeckung der Neapolitanerinnen. — Eine der nächsten Nummern wird Abbildung und Schnitt eines Carré napolitain bringen.

Schließlich noch ein Wort über Kinder garderobe.

Die Puz-Kleider für kleine Kinder werden von weißem oder hellfarbigem Cashmir gefertigt, unten am Saum des Rockes mit einer Nische von Taffetband, darüber mit einer Borte in Seiden-Plattstickerei verziert. In gleicher Weise wird das ausgeschnittene Leibchen nebst Verthe und Schnebengürtel, so wie der kurze auf dem Arm gekreuzte Ärmel garnirt. Dazu kleines weißes Hütchen mit farbiger Sammetfassung und gleicher Sammetocarde, welche einem weißen Taubensflügel zur Befestigung dient.

Anzüge für Knaben im Alter von 2 Jahren bestehen aus Rock, Weste und Jacke, am zweckmäßigsten grau, angemessen garnirt mit einem fingerbreiten schwarzen Tassetstreifen, an beiden Seiten mit Soutache aufgesetzt. Die Weste mit Goldknöpfen geschlossen, der Schoß der langen Jacke hinten dreimal gefalzt. Der Besatzstreifen am Rand des Ärmels kann bis zur Höhe des Ellenbogens fortgeführt werden. Schottisches Mütchen von der Farbe des Anzuges, mit einer Feder oder einem Taubensflügel verziert.

Knaben im Alter von 5—6 Jahren, welche dem Flügelkleide zu entwachsend anfangen, gebe man als Anzug Beinkleid und Bluse von grauem oder dunkelviolettem Tuch, die letztere mit Passanterieknöpfen geschlossen und um die Taille festgehalten durch einen gesteppten Gürtel desselben Stoffes mit Stahlschnalle. Die Ärmel der Bluse sind gleichfalls mit Stepparbeit zu verzieren. Glatter Ueberschlag-Kragen. Gerade Mütchen mit rothem oder weißem Rand und sehr kleinem Schild.

Ältere Knaben tragen kurze Jacken und lange Pantalons.

### Aehrenlese.

Weibliche Unschuld und Keiheit im höchsten Sinne ist das Höchste und Heiligste auf Erden. Hier ist die Stufe, über welcher das Göttliche zum Menschlichen herabsteigt.

Wer sich beklagt, daß er vom Schicksal wie ein Spielball sei umhergeworfen worden, der gesteht zugleich ein, daß er sehr leicht sei.

Der Entschluß, den Schmerz zu tragen, hebt am besten den Schmerz auf.

Die Priester stehen im weiten Dome der Natur und beten an Gottes Altären, den Bergen: — der eisgraue Winter mit schneeweisem Chorherm, — der sammelnde Herbst mit Ernten unter dem Aem, die er Gott auf den Altar legt und die der Mensch nehmen darf, — der feurige Jüngling, der Sommer, der bis zur Nacht arbeitet, um zu opfern, — und endlich der kindliche Frühling mit seinem weißen Kirchenschmuck von Blüten und Blüthen, der, wie ein Kind, Blumen und Blüthenkelche um den erhabenen Geist herumlegt, und an dessen Gebeten alles mitbetet, was ihn beten hört. — Und für Menschenkinder ist ja der Frühling der schönste Priester.

Alles, was wir wirklich lieben, ist unerlässlich, und Alles, wofür Erbsaß uns denkbar ist, haben wir niemals wahrhaft geliebt.

Das gegenwärtige Leben ist nur ein Augenblick, und der gegenwärtige Augenblick nur ist das Leben.

Geliebtheit ist eine Banknote, sie kann nur da gebraucht werden, wo sie gilt. Klugheit ist bares Geld, das bei jeder Gelegenheit gebraucht werden kann.

Eine edle, reiche Phantasie ist wie ein wogendes Saatkorn, wenn der Wind drein bläst und sich die schönen Wellen heben. Da stehen die tiefgrünen Gedanken, wie die niedergesenkten Häupter der vollen Aehren, während die leichteren im wirbelnden Tanze fröhlich rauschen.

Wenn ein großer Mann gestorben ist, so bringen diejenigen gewöhnlich am ersten und eifrigsten darauf, ihm ein Denkmal zu setzen, die, um dies zu bewerkstelligen, nur alle Steine zusammenzutragen brauchen, welche sie während seines Lebens auf ihn gemorren.

Das Schrecklichste ist endlich müssen, was wir nie freiwillig zu vor gewollt.

Wer gute Menschen liebt, kann wenigstens nicht ganz verdorben sein.

Die weibliche Seele sucht am liebsten Das auf und bewahrt es, was ein höherer Geist und eine kräftigere Sprache schon dargestellt hat, und verdolmetst ihre Gefühle dadurch.

Das beste Mittel, uns einen Gegenstand gleichgiltig zu machen, besteht darin, daß wir uns fortwährend darüber aussprechen, wir hegen alsdann bald nicht mehr den Wunsch, in der Einfachheit daran zu denken.

Es giebt Augen, welche den Glanz der Wahrheit nicht vertragen können; man muß sie ihnen nach und nach zeigen, wie dem Blinden, dem der Staar operirt ist, nur mit großer Vorsicht das Licht gezeigt werden darf.

Das Herz der Frau ist ihre Bestimmung, denn sie läßt sich in den meisten Fällen davon leiten.

### Beschreibung des Modenbildes.

Fig. 1. Robe von chocoladefarbenem poil de chèvre. Die Garnitur des Rockes besteht aus zwei in Schlangengewindungen aufgesetzten, mit weißem Passepoil versehenen schwarzen Taffetstreifen, deren unterer Bogencontour sich ein breitere und schmälere Festons bildender Volant anschließt. Hohe Taille mit breitem, geschweiften Revers; — der halbweite Ärmel ist unten ballonartig an einen Aufschlag gefast, oben mit kleiner Spaulette versehen und, so wie auch die Taille, mit Taffetstreifen und schmalen Volants, in Uebereinstimmung mit dem Rock, garnirt. Chemiset und Unterärmel sind von Battist.

Fig. 2. Robe von Louisenblauem Taffet. Der Rock endet mit einem Volant, dessen Breite hinten 10, vorn 20 Cent. beträgt und den ein Besatz von schwarzen Taffetrollen überragt. Diese Garnitur wiederholt sich in Form einer vorn offenen abgerundeten Tunica. Hohe Taille mit Schoof à postillon; — enger Ärmel mit Spaulette. Ein aus Taffetrollen bestehendes Schlingendessin ziert Taille und Ärmel.

[806, 9425] K.



### Auflösung des Rebus Seite 136.

„Besser umgekehrt, als falsch gefahren.“

### Auflösung des Räthfels Seite 136.

„Wachstoch (Wachs' Stoch).“

### Auflösung der zweifelhigen Charade Seite 136.

„Stichwort.“

### Rösselsprung.

Charade.

ra-	te	Wenn	Das	Drit-	Mit-	mit	Käm-				
ben	eben,	er-	Oft	Du	pfe	te	den				
leb-	der	strebt	then,	Drit-	Die	Gan-	Fleis	tel,	der	sten	Wenn
heren	is-	Die	Eyl-	Du	leicht	sieg-	ist	er-	sich	sten	en
Siege-	ten	wird	sen,	den.	zu	Leb-	ze	Er-	Drei-	weise,	auf
Hän-	Jeld-	zu	be-	ten,	ge-	ten	reich	die	Kam-	fol-	Dich
Drei	und	den	fall-	See-	en-	sind	Hel-	strei-	füh-	bun-	pfes-
ner	den	em	ter,	oft	neu	re	Die	es	Brett	Bahn	gest.
Kampf	in	sabr-	zu	als	nigs	den	ra-	heit-	Die,	rend,	tem
Er-	neu-	Mit-	flei-	bend	Die	er-	Krie-	sam-	ver-	zu	ihre
		stets	Zwei	is-	Auf-	ei-	al-	then.	rem		
		nen	le-	nes	sten	ge	meln,	In	le		

### Dreißbige Charade.

Ein Jeder weiß, daß man der Ersten viele In einem Dritten mag beisammen sehen; Der Fremde, unbekannt in dem Gewühle, Wird ihren Sinn im Ganzen leicht erpähnen. Das Kleinste aus der Ersten großem Hauf, Ein gutes Ganze nimmt es gastlich auf.

P. J.

### Correspondenz.

Dr. P. G. in D. Obgleich wir ein der „Kinderwäsche“ gewidmetes Supplement bereits für die nächste Zeit in Aussicht gestellt, müssen wir doch vorläufig noch davon absehen, da der Stoff für die Sommermode zu reich ist und dessen Veröffentlichung, als zeitbedingend, keinen Vortheil erleidet. Die nächsten Supplemente werden daher verschiedene kleine Anzüge, leichte Mantillen, Kinderanzüge, Roben, Blumenstrobhüte, Lingerie und andere Nouveautés enthalten.

Dr. H. V. in B. Nach den vielen von uns gegebenen Modellen zu Kinderkleidern dürfen Sie wol das Gewünschte leicht arrangiren können; für ältere Damen geeignet ist das auf Seite 368 des vorigen Jahrgangs erschienene Jackchen „Dulcinea“; die Entscheidung Ihrer letzten Frage ist Sache des individuellen Geschmacks.

Eine langjährige Abonnentin und O. B. in J. Sie finden das Gewünschte in der 34. und 35. Lieferung der Pariser Modelle, Jahrgang 1863.

Dr. J. W. in B. Die jetzt jeder Nummer beigegebenen Supplemente sind stets so reichhaltig und vielfältig, daß es in der That unmöglich ist, noch außerdem specielle Einzelwünsche zu berücksichtigen.

Dr. S. G. in E. Wir bedauern, so subjectivem Wunsche nicht entsprechen zu können.

Nr. 99. B. Von dem Eingefandten werden wir gelegentlich Eins oder das Andere benutzen.

Eine Verehrerin des Bazar. Zur Negligétoilette wählt man namentlich für die von Ihnen erwähnten Bestandtheile weißen Gambic oder auch feinen Piqué. — Die russischen Damengürtel sind im Mode-Magazin von G. Gerjon zum Preise von 5 bis 7 1/2 Thlr. vorrätig.

Hrn. Ed. B. in G. und Dr. L. v. D. in W. Wir haben Ihre Wünsche notirt.

Eine neue Abonnentin in U. Ein einfaches und vorzügliches Jahnpulver bereitet man aus einer Mischung von Lindenkohle und gedörrtem Roggenbrot, beides zusammen pulverisirt.

Dr. L. G. in G. Für ein robbenedes Kleid dürfte eine Garnitur von schwarzem Sammet zu schwer sein; wählen Sie lieber den Besatz vom selben Stoffe oder von leichtem Taffet, am distinguirtesten wäre immer eine gute schwarze Spitze.

Dr. L. H. in W. Das sogenannte Spiabraun ist eine feine, ins Mächtige scheinende dunkel kaffeebraune Farbe, welche als Tuche in den Handel kommt und besonders bei Rom beliebt wird. Dieselbe rührt von einer Feinheit des Tintenfisches her, welche derselbe, um das Weerwasser gegen ihn verfolgende Feinde zu verdunkeln, ausspricht. Die Erfüllung Ihres zweiten Wunsches vielleicht nächstens.

Dr. M. M. in G. und E. C. in L. in S. Sie finden in unserer vorigen Arbeitsnummer Ihre Wünsche bereits, insofern es möglich war, berücksichtigt; wir werden dieselben auch in Zukunft im Auge behalten.

Eine aufrichtige Verehrerin des Bazar. Möchte es Ihnen mit allen Ihren Herzenswünschen so ergehen, wie wir mit dem uns mitgetheilten, derselbe war bereits in Erfüllung gegangen, noch ehe Sie ihn ausgesprochen. — Den Japon Tavernier können Sie aus dem Magazin von G. Gerjon zum Preise von 4 1/2 Thlr. beziehen.

Dr. M. v. B. in J. Wir bedauern Ihnen nicht dienen zu können, da es uns zur Ausführung von Commissionen in der That an Zeit gebricht.

Dr. J. D. in R. und eine langjährige Abonnentin in W. Das Thema über Nähmaschinen müssen wir unerserwärts als erledigt ansehen. In Bezug auf Einrichtung von Betten etc. können wir keinen Rath ertheilen, da solches zu sehr Sache subjectiver Verhältnisse ist. Antinacassar bedeutet einfach: Schutzdecke.

Dr. M. J. in L. in B. Die von uns gegebenen Modenbilder sind die umfassendste Beantwortung Ihrer Frage.

Dr. C. S. in W. Der in Rede stehende Mantel ist bereits auf Seite 152 vom Jahrgang 1860 des Bazar unter dem Namen Mac Tarlane gebracht worden.

Dr. v. P. in W. bei G. So bald als möglich!

Dr. M. D. in B. Um die gewünschten Dreiecke zur Egalisirung des äußeren Deckenrandes herzustellen, dürfen Sie nur einfach die eingelegten Ränder der Decke zur Nähnähur nehmen und nach diesen stets die Hälfte, natürlich in hin- und zurückgehenden Touren, ausführen. Als äußere Untergebung empfehlen wir Ihnen eine der vielen im Bazar veröffentlichten getrichten Spitzen, z. B. die Seite 63 erscheinende.

Eine Abonnentin in B. Einen Schnitt zur Knabenjacke haben Sie in der letzten Arbeitsnummer bereits erhalten, derselbe kann ohne Schwierigkeit auch für einen größeren Knaben eingerichtet werden.

Dr. B. W. in der Schw. Gewiß wird man auch im nächsten Sommer diese kleidamen Chemisets tragen, und zwar mit vierreihigem Ausschnitt, sowohl mit weißer als schwarzer Stickerei.

Dr. A. V. in P. Ihr Wunsch ist bereits erfüllt, noch ehe er bis zu uns gekommen.

Dr. H. B. in D. Mit Bestimmtheit können wir Ihnen für die nächste Zeit nichts Derartiges versprechen; vielleicht jedoch für später.

Dr. S. v. A. und E. v. N. in B. bei G. Nach und nach werden alle Ihre Wünsche im Bazar Erledigung finden.

Eine Abonnentin in B. Ueber den Naam der nächsten Nummer ist bereits verfügt; ein schönes Kissen-Dessin hat Ihnen die letzte Nummer gebracht.

Hrn. L. J. in G. B. (Ang.) Wir können uns auf keinerlei Commissionen einlassen, in Anbetracht der großen Entfernung jedoch haben wir Ihren Brief der Tapissier-Manufactur von F. W. Vorey (Leipzig) gerichtet, 99 übergeben.

Eine Abonnentin in D. Auch Ihre Toilettenfragen wird der Bazar nach jeder Richtung hin schon in baldigster Kürze befeitigen.

Dr. P. W. in Z. Sie dürfen der Gewährung Ihrer Bitte gewiß sein.

Eine Abonnentin aus M. bei W. Die beliebtesten Arrangements zur Heise-Toilette sind: Robe mit kurzem Baletot, mit Velerine oder Mantille (Schärpe); man wählt dazu vornehmlich Alpaca in den verschiedensten grauen und bräunlichen Nuancen. Eins der nächsten Supplemente bringt die gewünschten Schnittmuster.

Eine Abonnentin bei W. Weiße Crêpe de chine - Tücher sind noch ganz der Mode entsprechend und können auch in blau, perise, carmoisin oder ponceau gefärbt noch getragen werden. Ihre übrigen Fragen haben bereits durch die letzten Nummern Beantwortung gefunden.

Dr. H. H. in E. Sowol das auf Seite 109 als das auf Seite 124 gegebene Kinderkleid bedarf nur der Verlängerung des Rockes, um als Taalkleid dienen zu können. Zu Trag-Manteln werden man entweder Cashmir oder feinen carmoisin Plaidstoff an. Das Magazin von G. Gerjon hat sowol diese Stoffe als auch die fertigen Confections vorrätig; auch finden Sie in Lieferung 4 dieses Jahrgangs der „Pariser Modelle“ den Schnitt eines Tragmantels.

C. G. in G. im Badischen. Wir bitten um Einfindung des Manuscripts. Unsere Beantwortung werden wir Ihnen dann baldigst mittheilen.